This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Nordweſtliche Bilder.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Chrysander, F., über die Moll-Tonart in den Volksgesängen, und über das Oratorium. 2 Abhandlungen. 8. br. 10 sgr.

Kliefoth, Dr. Th., (Oberkirchenrath) Antrittspredigt, im Dom zu Schwerin gehalten. gr. 8. br. 5 sgr.

Krüger, J. F. W., (Cantor) Unterredungen über deutsche Rechtschreibung und Sprache für Landschullehrer. 2. Aufl. gr. 8. br. 15 sgr.

— — Grundbegriffe der deutschen Rechtschreibung und Sprache in Fragen und Antworten, für Schüler in Landschulen. 8. cart. 4 sgr.

Lützow, K. v., (Schloßhauptmann ꝛc.) Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1849. gr. 8. br. 12 sgr.

Otto, F., (Advocat) Diesseits und Jenseits des Oceans. gr. 12. br. 15 sgr.

Walter, F. C. E., (Oberhofprediger) Weiherede, gesprochen am neuerbauten Altare der Domkirche zu Schwerin am ersten Weihnachtstage 1845. 8. br. 3 sgr.

Wick, F. v., Abhandlungen a. d. Gebiete d. Gefängnißkunde.

1. Heft: Ueber die Isolirung der Sträflinge, mit Rücksicht auf die Erfahrungen in der mecklenburgischen Landes-Strafanstalt Dreibergen. gr. 8. br. 12 sgr.

2. Heft: Ueber die Strafe und Besserung und deren Verhältniß zu einander, sowie über die Stellung des Geistlichen der Strafanstalt zur staatlichen Anstalts-Behörde. gr. 8. br. 17 sgr. 6 pf.

Musikalien.

Friese, A., Herbstfreuden. Galop. 5 sgr.
— — Klärchens Traum. Galop. 7½ sgr.
— — Luftschlösser. Walzer. 15 sgr.
— — Die Namenlose. Polka. 3 sgr.
— — Pamela-Polka. 3 sgr.
— — Schweriner Polka. 3 sgr.
Friese, Th., Frühlingslied. 6 sgr.
Prosch, Ed., Bei Sonnenuntergang. Gedicht v. Rückert. 7½ sgr.
Stenglin, V. v., Lagerfreuden. Walzer. 15 sgr.

Nordweſtliche Bilder

von

F. Otto.

BUCH & KUNSTHANDLUNG
JOS. GSCHIHAY
Marienbad

Schwerin,
Oertzen und Schloepke.
1854.

F
597
.091

Gift
Regent L. L. Hubbard
12-11-31

Außer den zahlreichen Schriften, welche im Interesse der Speculanten, die »in Auswanderern machen«, geschrieben sind, außer denen, welche Europäer in die Welt setzten, die sich eine kurze Zeit, und vielleicht nur gerade während der besten Jahreszeit an der Ostküste und in den großen atlantischen Städten aufhielten und was sie hier sahen, unverantwortlicherweise verallgemeinerten, enthalten die amerikanischen Reisebeschreibungen und dergleichen nur jene beliebte Mischung von Wahrheit und Roman, die amerikanischen Romane von den Herren Cooper und Gerstäcker bis zur Mrs. Beecher Stove nur Märchen. Das praktische Leben ist prosaisch und einförmig und nirgends mehr, als in dem Lande der Stockjobber — in der nordamerikanischen Union. Aber man will interessant sein, überraschende Scenen, unterhal-

tende Anekdoten liefern und kümmert sich wenig um die Wahrheit, so daß es in der That schwer ist, dieselbe aus den vielen Schriften über Amerika herauszufinden.

Jene weiten Wildnisse, westlich vom nördlichen Mississippi, hat kaum jemals der Fuß eines Mannes betreten, der im Stande war, außer der Büchse auch die Feder zu führen, und in der Union selbst kennt man sie nur aus den dürren Berichten völlig ungebildeter, in Du Buque, Galena oder St. Paul lebender Berichterstatter, die dieselben wiederum nur aus den Erzählungen eines dorthin gelangenden Hinterwäldlers entnahmen. Das statistisch-geographische Material über jene Länder stammt von Landmessern her, die zu einer anderen Auffassung oder Darstellung, als sie ihre Fachkenntniß mit sich bringt, weder Fähigkeit noch Neigung haben.

So überflüssig auch Manchem solche Bemerkung erscheinen mag, so wollen wir doch ausdrücklich noch bevorworten, daß wir das nordamerikanische Wesen so geschildert haben, wie es uns im Ganzen dort entgegengetreten ist und daß man daher aus einzelnen Ausnahmen keinen

Einwand entnehmen darf, — ein Verfahren, welches nur zu gebräuchlich ist.

Wenn wir nicht in jener modernen, blassen Manier geschrieben haben, welche erheischt, daß man mit möglichst vielen wohldressirten Worten recht wenig sagt und daß man das Schwarze nicht schwarz nennt, vielmehr nur von demselben sagt, daß es etwas ins Dunkle spiele, so müssen wir einen solchen Tadel ruhig über uns ergehen lassen, da wir an den modernen Wassersuppen keinen Geschmack finden und lieber der Kritik mißfallen, als die Wahrheit verletzen wollen.

Daß wir die Altweiber-Kritik unberücksichtigt lassen werden, welche, ohne im mindesten etwas von den Dingen zu kennen, die sie ihrer Kritik unterwirft, bloß deßhalb etwas »zu schwarz« und »übertrieben« nennt, weil sie an das Schummerige und Mittelmäßige gewöhnt ist und dasselbe ihr daher nicht gefällt, oder auch, weil es in ihren Kram nicht paßt — versteht sich von selbst. Ebenso wenig aber können wir auf diejenige Kritik Rücksicht nehmen, welche ihre vornehme Weisheit über lebendige Menschen und Dinge allein aus Zahlen und Buchstaben schöpft und dabei die Blässe des

Gedankens gewöhnlich unter Wortgeklimper zu verbergen sucht. Die amerikanische Literatur, wie sie bis auf die »Atlantischen Studien« beschaffen war, setzt wahrlich Niemanden zu einem selbständigen Urtheile über dergleichen Bilder, wie wir sie gezeichnet haben, in den Stand; aber wir dürfen schließlich unsere volle, feste Ueberzeugung aussprechen, daß die Mehrzahl derer, die am ersten geneigt sein möchten, über unsere Bilder den Stab zu brechen, weil sie »zu schwarz« seien, oder weil sie »kein gutes Haar an den Amerikanern ließen« ꝛc. — wenn sie sich selbst persönlich Jahr und Tag mit unbefangenem Blicke in der Union umgesehen hätte, eingestehen würde, daß Menschen und Dinge dort noch viel schwärzer sind, als unsere Bilder.

Schwerin, im Januar 1854.

Der Verfasser.

Waſſer und Land.

Wenn man auch einige Tauſend Meilen (engl.) weſtlich das Land bereiſet, nach dem Nordweſten zu, ſüdlich über Cincinnati von Kairo den Miſſiſſippi hinauf, oder auch nördlich über die großen Seen nach Jowa, Minneſota und Oregon zu — ſo wird man doch ſelten ſchöne, großartige, nirgends liebliche Landſchaften ſehen, wie ſie in Europa das Gemüth des Wanderers mit Frieden und Wonne erfüllen. Die berühmte Bai von New-York iſt groß, weit, aber nicht großartig ſchön, weil die ſie umgebenden Uferberge im Verhältniß zu dem coloſſalen Waſſerbecken und dem hohen Himmelsdome (die Himmelsdecke erſcheint hier wegen der dünneren Luft viel höher, die Geſtirne viel glänzender, als bei uns) viel zu klein und gleichförmig ſind, wie die Bäume, welche ſie bedecken. Ein ſehr weites Waſſerbecken mit ein Paar bebauten Inſeln, eine große Menge Schiffe und eine unüberſehbare Häuſermaſſe — das iſt ebenſo wenig großartig, als die Stadt mit ihrem Treiben — ein ungeheurer Krammarkt, ein großer Ameiſenhaufen.

Eine harmoniſch-äſthetiſche Gruppirung von Höhen und Thälern, von Waſſer und Prärien, von Wald und Wieſen iſt in Nordamerika eine Seltenheit — was Wunder, daß es auch ſeinen Bewohnern an äſthetiſchem Sinne fehlt? Ueberhaupt herrſchen hier zu weite Dimenſionen und bei aller Mannigfaltigkeit entfernter Gegenden laborirt die Phyſiognomie der Natur an einer durchgehenden Monotonie, welche ſich ebenfalls im Weſen der Bewohner abſpiegelt. Schöner wird die Gegend nach Albany zu, wo der Hudſon ſich mehr verengt, während die Uferberge höher und mannigfaltiger werden und die zahlreichen, ſich daran lehnenden Wohnungen mit den ſie umgebenden Waldungen mehr in's Auge fallen. Das ſchönſte und großartigſte Schauſpiel iſt jedenfalls der vielbeſchriebene Niagara-Waſſerfall, obgleich kein Pinſel und keine Feder im Stande iſt, dem Fremden auch nur im Entfernteſten ein anſchauliches Bild davon zu liefern. Und doch treibt es den, der ihn ſah, ihn Anderen zu zeigen und ſich ſelbſt in die Erinnerung die ergreifende Scene zurückzurufen. Der große Erie-See iſt auf der canadiſchen Seite größtentheils mit hohen Waldungen beſäumt. Nach der auf der anderen Seite liegenden kleinen Stadt Niagara zu verengt er ſich allmählig; ſein Waſſer wird ſchneller fließend und zu einem Strome, der ſich kurz vor der links liegenden Stadt um eine Inſel herum in zwei Theile theilt. Die Gegend wird felſig und auf beiden

Seiten mit Wäldern eingefaßt. Um die Insel herum eilt das Wasser in immer wachsender Geschwindigkeit und in tollen Sprüngen über hie und da in seinem Bette umherliegende Felsen dem jähen Sturze zu. Immer rasender wird der Lauf, immer toller die Sprünge des wilden Wassers, gleich als sträube es sich vor dem letzten furchtbaren Sprunge, wo es aufhört Wasser zu sein und sich eine zeitlang in Schaum und Staub verwandeln soll. Ein Felsenbett von der Breite eines gewöhnlichen Stromes, etwa wie der Rhein unterhalb Bingen, öffnet sich plötzlich und hier stürzt sich der Hauptstrom in einem einzigen, kolossalen, grünen Wasserbogen hundertundvierzig Fuß tief in den Abgrund und verschwindet unten in einem weißen Schaummeere mit donnerndem Getöse, während der weiße Wasserdunst wie der Dampf einer Feuereſſe, doch nein, wie der Rauch einer brennenden Stadt hoch oben in die klare Luft emporsteigt. Auf beiden Seiten dieser großen, grünen Bogenwelle stürzt der Strom bei geringerer Tiefe und Wassermenge, etwas mehr nach vorne, weiße Schaummassen herunter, wodurch das Ganze in Hufeisenform erscheint. Diese Schaummassen, ohne grüne Wellen, sind aus denselben Gründen auch nur bei dem zweiten, kleineren Falle sichtbar, der jedoch in ziemlicher Ausdehnung sein Wasser etwa hundert Schritte weiter seitwärts (von der amerikanischen Seite her) in dasselbe tiefe Felsenbett ergießt. Erst einige Hundert Fuß weiter

kommt das grüne Waſſer des Stromes wieder aus dem ungeheuren weißen Schaumwirbel hervor, anfänglich auf der Oberfläche ruhig und feſt ſtillſtehend, wie erſchöpft und beſtürzt von dem entſetzlichen Sprunge, bis es etwas weiter plötzlich wieder in jähem Laufe dem Ontario-See zueilt. Meilenweit erzittert die Luft von dem Donner des koloſſalen Falles.

„Dieſe Scene, mitten im tiefen Schweigen hoher ungeheurer Wälder, hat etwas wahrhaft Großartiges. Inmitten der großen Naturwunder fühlt der Menſch ſo recht ſeine eigene Nichtigkeit, und von erhabenen Gefühlen und Gedanken die ahndungsvolle Bruſt erfüllt denkt der ſinnige Wanderer des großen, unbekannten Werkmeiſters, der ſie geſchaffen. Doch

Nicht Jedem iſt es eingeboren,
Daß ihm ſein Geiſt hinauf und vorwärts bringt,
Wenn über uns in blauem Raum verloren
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſteilen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt;
Wenn über Wälder, über Seen
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.

Die Bewohner dieſer weiten Länder haben dafür keinen Sinn. Wenn ſie recht handeln, ſo verlangen ſie dafür ihren Lohn von einem Himmel, oder ſie thun es nur, weil ſie die Strafen einer Hölle für Verbrechen fürchten. Wenn ſich der Deckel einſt über ihr letztes, hölzernes Haus geſchloſſen, wenn ſich einige Fuß Erde über daſſelbe gewölbt haben, dann mag man auf ihre Monumente, die ſich ihre über den Tod

hinausgehende Eitelkeit zu setzen liebt, die Worte setzen: „sie haben gegessen, geschlafen und Geld gemacht!“ Sie kennen Zinsrechnungen und Mechanik, sie verstehen viele Ränke und Kniffe, manche Sprachen und menschliche Worte; aber die Sprache des Schöpfers, die er im Rollen der Wogen und im Brausen des Sturmes, im Grollen des Donners und im Schweigen der Wälder, die Sprache, die er im Summen des unscheinbarsten Käfers, wie im keimenden Halme spricht — die Sprache, die er auf die Tafeln der Ewigkeit mit Sternenwelten am Firmamente eingegraben, — diese Sprache verstehen sie nicht. — Sie verstehen Nichts von Dem, was den Menschen allein veredelt und über das Thier erhebt, von Wissenschaft und Kunst. Wie ganz anders war es einst im schönen Griechenland mit seinen Weisen, die noch heute unsere Weisen, mit seinen Künstlern, die noch heute unsere Künstler beschämen. Ach, daß wir nicht vorwärts, sondern immer nur rückwärts blicken können! Wie erbärmlich erscheinen z. B. unsere Bauwerke gegen die des Alterthums, wo noch heute nach so viel Jahrtausenden erhabene, edle Ideen aus ihren Felsentrümmern uns ansprechen!

Des blut'gen Krieges fürchterliche Stürme,
Der Erde Beben und des Sturmes Brausen,
Die graue Zeit mit ihrer Schwingen Sausen,
Sie drückten ihre Spuren auf die Thürme
Corinths; — die Freiheit fiel — ihr Loos das Joch,
Doch ihre Felsenmauern trotzen noch.

Die Götter Griechenlands waren unſterbliche Menſchen und die Menſchen waren ſterbliche Götter. Der Grieche liebte ſeine Götter wie ſeine Freunde, und wenn er denſelben an den Altären opferte, ſo geſchah es nicht aus Furcht, nicht um mit ihnen ein vortheilhaftes „Geſchäft" zu machen, ſondern aus Liebe, um Gegenliebe zu gewinnen. Ihre Tempel und Hallen waren Meiſterwerke der Kunſt, nicht für ſich, ſondern für das Ganze, nicht für ihr Leben, ſondern für die Ewigkeit berechnet. Doch heitere Tänze kreiſten um den bekränzten Altar. Wälder und Haine, Himmel und Meere waren mit Göttern belebt. Eine Dryas lebte in jedem Baume, Amoretten und Sylphiden umgaukelten die Flur, Helios lenkte den Sonnenwagen in ſtiller Majeſtät, Neptun ebnete mit ſeinem Dreizack die ſtürmenden Wogen des Meeres und „aus den Urnen lieblicher Najaden floß der Ströme Silberſchaum." Glück und Frohſinn war der Zweck des Griechenlebens, düſteres Hinbrüten war aus ihrer Mitte verbannt. Heilig war allein das Gute und Schöne (*καλὸν κἀγαθόν*) und weder die Götter noch die Menſchen ſchämten ſich der Freude und der Luſt. Freilich war ihr Polytheismus ein großer, aber es war auch ein ſchöner Irrthum, und was frommt uns eine richtigere Erkenntniß, der Monotheismus mit der gereinigten, edlen Chriſtuslehre, wenn Sein Geiſt uns fehlt, wenn ſtatt deſſen der Geiſt des Juden- und Chineſen-

thums der Geist der Zeit geworden ist? Was hilft uns aller Fortschritt in den Naturwissenschaften, den wir vor den Alten voraus zu haben uns rühmen, wenn derselbe nicht dazu dient, die Menschen, sondern nur Maschinen, Telegraphen und Eisenbahnen zu verbessern?

Schöne Welt! wo bist du? kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach, nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur!

Wie ganz anders ist das Alles in Amerika! Die entgötterte Natur dient nur noch knechtisch dem Gesetz der Schwere, der kalte, blöde Mensch nur noch dem Gelde. Der einzige Lebenszweck der Amerikaner ist das Geld — den „Götterfunken aus Elysium" kennen sie nicht. Ihre Monumente sind geschmacklose Kirchen, in denen sie Sonntags ihren Schöpfer zu betrügen wähnen, wie sie sechs Tage lang ihre Nebenmenschen betrogen haben, ihre Tempel sind Banken des papiernen Mammon, die Statuen ihrer Götter, Helden, Gelehrten, Künstler sind Eisenbahnschienen und Schornsteine, durch ihre Triumphpforten ziehen Schacher-Juden, Geldsäcke, Dampfboote und Karren mit Baumwolle und Kautaback! — —

An die Stelle der göttlichen Weisheit ist arglistige Verschmitztheit, an die Stelle der Tugend Heuchelei und jegliches Laster, an die Stelle des Glücks Langeweile und Elend getreten und in ihrem Areopag zu Washington sitzen größtentheils nichts-

würdige Geldjuden und Banditen. Doch hinweg mit diesen unerquicklichen Vergleichungen! Kehren wir lieber zu den Werken der Natur zurück.

Etwa eine halbe Meile von dem Hauptfalle führt eine große Hänge-Brücke von Draht-Tauen über den breiten Strom und nahe dabei, den Fällen zu, liegt ein Dampfboot vor Anker, welches Reisende aus Canada zu der mit Recht weltberühmten Naturscene führt.

Dicht am großen Falle, auf canadischen Boden, hat eine speculative Lady ein Gasthaus erbaut und hält dort mit einem Schwarzen Haus. Alles ist entsetzlich theuer. Sie verkauft nebenher Gegenstände indianischer Industrie, als Moccassins, perlenbesetzte Taschen und andere Kleinigkeiten, so wie ein Certificat darüber, daß der N. N. dort gewesen und den Fall besehen hat, — für 50 Cents. Man kann dort auch für ½ oder 1 Dollar s. g. wasserdichtes Zeug anziehen und unter Leitung des Schwarzen eine halsbrechende Treppe hinabsteigen und unter dem Fall, fast bis zur Hälfte desselben, hingehen. Man sieht aber dort Nichts inmitten von Wassertropfen und Wasserdunst und kommt völlig durchnäßt wieder hinauf. Im Jahre 1851 lag etwa fünfzig Schritte vom Hauptfalle entfernt, mitten im tosenden Wassergewühle, ein kleines Schiff, zwischen zwei Felsen eingekeilt. Die Wellen, welche hier nicht der Wind, sondern die reißende Schnelligkeit des Stromes auf unebenem Grunde

treibt, tobten um daſſelbe herum und ſchienen es jeden Augenblick zerſchmettern zu müſſen. Der Pilot hatte ſich zu weit in die Strömung gewagt, die Menſchen hatten ſich mit genauer Noth noch gerettet, das Schiff ſeinem Schickſale überlaſſend.

Vor vielen Jahren landete ein Indianer oberhalb der „Falls“ mit ſeinem Canoe, band daſſelbe am Ufer feſt und ſchickte ſeine Squaw in den Wald, um Beeren zu holen, während er ſelbſt ſich dem Schlafe überließ. Ein nichtswürdiger Engländer, von den Reizen des ihm zufällig begegnenden jungen Weibes verlockt, bemächtigt ſich derſelben, bindet ſie und eilt, um der Rache des Mannes zu entgehen, dem Ufer zu und — bindet das Canoe los. Der Indianer ſchläft ruhig fort, bis ihn die kreiſende Bewegung ſeines Bootes und das toſende Geräuſch des mit entſetzlicher Schnelligkeit ſich nähernden Falles erweckt. Er ſpringt entſetzt auf, ein einziger Blick zeigt ihm ſeine furchtbare Lage. Er greift nach den Rudern, aber läßt ſie ſofort wieder fallen, das Nutzloſe derſelben erkennend, hüllt ſich in ſeine Decke und legt ſich ruhig nieder, ein ächter Stoiker, in ſein Schickſal ergeben, das bald ſein Boot in die ſtrudelnde Tiefe ſtürzt.

— — — — — — — — — — —

Mit ſo vielem Rechte auch dieſer großartigſte Waſſerfall der Erde ſeine Weltberühmtheit erlangt hat, ſo wenig verdient ſie der von den Indianern gerne „Vater der Flüſſe“ genannte Miſſiſſippi.

Wenn man in Cincinnati im Herbſte das Dampfboot nach St. Louis beſteigt, hat man eine höchſt einförmige, langweilige Fahrt von 8, 10, ja 14 Tagen; je nach dem Waſſerſtande, vor ſich. Man fährt einige Hundert Meilen weit durch ſtille, öde Wälder, welche ſich zu beiden Seiten des Ohio-Fluſſes auf gleichmäßigen Niederungen, oder geringen Anhöhen ausdehnen. Tag und Nacht hört man das einförmige Rufen des Lootſen, welcher vorne am Schiffe mit dem Senkblei ſtehend, dem Piloten die Tiefe des Fahrwaſſers nach links und rechts angiebt. Oft wird die Fahrt unterbrochen durch einen mehr oder weniger heftigen Ruck des feſtgefahrenen Schiffes. Mitunter ſitzt ein ſolches Schiff tagelang feſt. Die Paſſagiere und ſelbſt das Gepäck werden dann zur Erleichterung — des Schiffes, nicht aber der Paſſagiere, auf ſ. g. Flatböte geladen, bis es gelingt, dasſelbe wieder flott zu machen, bei welcher Gelegenheit aber oft der Keſſel mit Schiff und Paſſagieren in die Luft fliegt. Manche fahren ſich auch ſo feſt, daß es ihnen nimmer gelingt, wieder loszukommen, wie halb im Sande vergrabene Schiffsgerippe dem vorüberfahrenden glücklicheren Paſſagier erzählen. Vorne am Schiffstheile ſind zwei ſehr hohe hölzerne Pfähle, Maſten gleich, befeſtigt, welche bei ſolchen Gelegenheiten in's Waſſer gelaſſen und an denen das Schiff mittelſt der Schiffswinde allmählig über Untiefen hinübergewunden wird. Bei Cairo endlich, einer

kleinen, höchſt ungeſunden Stadt, welche mit dem alten Cairo nichts als den Namen gemein hat, gelangt man in den Miſſiſſippi, welcher ganz nördlich von St. Louis herunterkommt. Wir ſehen hier einen ſehr großen Strom, in den ſich viele andere Ströme auf ſeinem langen Laufe ergießen, aber nichts Schönes, nichts Großartiges. Die Ufer ſind bis einige Hundert Meilen hinter St. Louis größtentheils flach und einförmig. Das Waſſer, welches große Baumſtämme, Sträucher und Erdmaſſen mit ſich wälzt, ſieht ſchmutzig gelb aus und bei dem niedrigen Waſſerſtande im Spätherbſte ſieht man wohl hin und wieder unterhalb St. Louis mehr Sandbänke als Waſſer. Etwas beſſer wird es von den Grenzen Jowa's an und in Minneſota, wo größere und mannigfaltigere Berghöhen ſich zeigen und das Waſſer ſelbſt klarer iſt. Einige Abwechſelung gewähren auch die vielen bewaldeten Inſeln des Fluſſes, welche zum Theil aber nur Inſeln ſcheinen, indem ſie oft nichts Anderes als natürliche ſchwimmende Gärten ſind. Hat ſich nämlich irgendwo an einem feſtſitzenden und über das Waſſer emporragenden Baumſtamm etwas Pflanzen- oder Strauchwerk feſtgeſetzt, ſo führt die üppige Vegetation dieſelben oft große Strecken über das Waſſer hin fort. So fährt man z. B. von Du Buque nach dem gegenüberliegenden Ufer größtentheils durch Lauben, welche von ſolchen ſchwimmenden Gärten gebildet werden. Die vielen, theils mit ihren nackten

Aeſten, theils aber auch noch mit ihren grünen Blätterkronen aus dem Waſſer hervorragenden Baumſtämme machen aber die Fahrt zu einer höchſt gefährlichen und es erfordert ſchon am hellen Tag einer großen Aufmerkſamkeit des Piloten, dieſelben zu vermeiden. Des Nachts ſpürt der Reiſende auch öfters einen mehr oder weniger heftigen Ruck, bisweilen ſo ſtark, daß man glauben ſollte, der ganze Boden des Schiffes werde auseinander gehen. Aber Dank der Güte des amerikaniſchen Holzes, insbeſondere des Hickory, geht es noch in den meiſten Fällen gut ab. Dennoch kann man von Glück ſagen, wenn man auf der langen Fahrt dieſen Baumſtämmen und dem häufigen Keſſelſpringen glücklich entgangen iſt.

Am beſten iſt die Fahrt während der ſchönen, heiteren Tage des indianiſchen Sommers. Tiefe, grandiöſe Stille herrſcht weit und breit in der weiten, wilden Natur. Hie und da erheben ſich Schaaren wilder Enten, um hinter einer entfernten Inſel ein ſicheres Verſteck vor dem dampfenden Ungethüm zu ſuchen. Ein Reiher ſteht einſam auf dem ſandigen Vorſprunge derſelben, nur einmal den Kopf erhebend und unbeweglich dem allmälig verſchwindenden Geräuſche zuhorchend und dann ſeine Jagd einſam und ſtille auf die Waſſerbewohner aufs Neue beginnend. Der einem langen, ſilbergrauen Schleier gleichende Rauch, den das Dampfboot hinter ſich herzieht, ſchwebt einige Zeit faſt unbeweglich über dem Waſſer, bis

er ſich allmälig zu der Höhe der Berge erhebt und endlich in dem hellblauen Aethermeere verſchwindet. Bald lagert ſich dunkle Nacht über die weiten Gewäſſer und Wälder wie über die ſtillen Prärien des Weſtens. Der helle Schein einer Kienfackel wird vom Ufer her ſichtbar; ein Ruf erſchallt hinüber und herüber, das Boot wendet ſich dem Ufer zu und legt geräuſchlos an ein mit Brennholz beladenes Flatboot an, um friſchen Vorrath einzunehmen. Ein Bootsmann hält eine hölzerne Stange, an deſſen einem Ende ſich ein, mit angezündeten Kienſpänen gefüllter, beweglicher, eiſerner Korb befindet, während die Holzverkäufer bei dem Scheine einer im Flatboot befeſtigten Kienfackel mit Hülfe der Bootsleute raſch ihr Holz ausladen. In zehn Minuten gleitet das Boot wieder unter den, das Ufer überſchattenden mächtigen Eichen und Nußbäumen hervor, um ſeinen einſamen Gang fortzuſetzen. Kein Geräuſch unterbricht das Schweigen der Natur, als das Geziſch des ausſtrömenden Dampfes und das Geklapper der Räder des Boots, welches mit ſeinen beiden offenſtehenden Ofenthüren und den geſpenſtiſch in die Höhe ſteigenden ſchwarzen Schornſteinen gleich einem Ungethüm mit feurigem Rachen über die ruhigen Waſſer des breiten Stromes dahingleitet. Tief unten am Horizonte erhebt ſich ein matter Lichtſchein, der allmälig wächſt und heller und heller wird und ſich endlich faſt über den ganzen weſtlichen Horizont aus-

dehnt — dem Europäer ein fremdartiges Schauspiel, während der Indianer und Hinterwäldler daran gewöhnt ist, im Herbste und zu Anfange des Frühjahrs seine Nächte von Prärie-Feuern erhellt zu sehen.

Der Mississippi wird, wie die übrigen schiffbaren Ströme Amerika's, fast ausschließlich von Dampfböten befahren und zwar in sehr großer Anzahl, die theils direct zwischen Neworleans und St. Louis, theils aber die schiffbaren Nebenströme hinaufgehen. Nördlich von St. Louis stromaufwärts gehen die größeren und meisten nur bis Keokuk, seltener bis Du Buque oder gar bis St. Paul, welches der Endpunkt für Dampfböte ist, weil gleich hinter diesem Orte die großen „Rapids" liegen. So ein amerikanisches Fluß-Dampfboot ist ein sonderbares, diesem Lande ganz eigenthümliches Fahrzeug. Es erscheint zuerst dem Auge als ein langer, sehr hoher Kasten, und zwar ein höchst unbehülflicher, was er indeß keineswegs ist. Selten geht so ein Boot tiefer als drei Fuß, und hat gewöhnlich nur zwei Fuß Bord. Der mithin etwa vier Fuß tiefe Raum unter dem ersten Deck ist für Güter, besonders schwerere Gegenstände bestimmt. Auf dem ersten Deck befindet sich die Maschine (gewöhnlich Hochdruck), das Holz oder die Kohlen, alles übrige Gepäck und Güter, Pferde, Kühe und anderes Vieh, und der Raum, den alles dies und die Bootsleute übrig lassen, ist für die unseligen Zwischendecks- oder Stearage-Passagiere, die

überdies noch häufig, wo mehr Kräfte gebraucht werden, zu Schiffsdiensten aller Art gezwungen werden. Gewöhnlich sind es Auswanderer, die hier den ersten transatlantischen Leidenskelch leeren, da selbst der ärmste Amerikaner regelmäßig die Cajüte benutzt. Die Luft ist auf dem ersten Deck bei warmem und stillem Wetter entsetzlich, durch die Hitze des Ofens, die Dünste des Kochens und der vielen oft übereinandergeschichteten Menschen. Dazu die Rohheiten des Schiffsvolks, welche sich ein Vergnügen daraus machen, die todtmüden Eingewanderten zu necken und bald hierhin bald dorthin zu treiben und zu stoßen, während der Lärm der Maschine und das Getreibe der andern Passagiere ihnen ohnehin weder bei Tage noch Nachts einige Ruhe läßt. Viele finden hier einen wahren Märtyrertod, während oben in der Cajüte alles gesund und munter ist. Diese befindet sich nämlich nicht wie bei uns unterhalb, sondern oberhalb des Decks, und wird nicht von raumeinnehmenden Bretterwänden, sondern nur von einzelnen Stangen gestützt. In der Mitte an jeder Seite des Schiffs führt eine Treppe zu ihr. Sie ist von einer, wiederum von einzelnen Stangen getragenen Veranda umgeben. In der Mitte zieht sich der lange Speise- (oft auch Schlaf-) Saal von einem Ende bis zum andern hin, zu beiden Seiten mit rooms (gewöhnlich mit zwei Schlafstellen), aus denen eine Jalousie-Thür in den Saal, eine andere

nach außen auf die Veranda führt. Gewöhnlich wird in zwei Abtheilungen gegessen, weil nicht alle Platz haben, und da ist es denn charakteristisch für das amerikanische Volk, mit welcher rohen Gier sie Plätze und Speisen in Beschlag nehmen, und mit welcher Hast sie schweigend das Aufgetragene verzehren. Trotz des wichtigen Aussehens, trotz der Menge Schüsseln und Platten werden doch nur diejenigen befriedigt, welche dünne Scheiben Rüben, kleine Schnitten geschmorten Rindfleisches in einer gelben Salzbrühe, große Schnitten Schweinefleisch, Mais und Kürbisse lieben. Während des Essens steht kein anderes Getränk auf dem Tische, als kaltes Wasser in großen Krügen. Bei der Mahlzeit sagt kein Mensch irgend etwas zu einem andern. Alle Passagiere haben eine außerordentlich ernste Miene und scheinen fürchterliche Geheimnisse im Geiste erwägen zu müssen. Es findet gar keine Unterhaltung, gar keine Geselligkeit oder Heiterkeit, gar kein Gelächter statt. Doch giebt es eine Unterhaltung: man spuckt, und dies geschieht mit stillschweigender Uebereinkunft, wenn man sich nach der Mahlzeit um den Ofen versammelt. Jeder sitzt trüb und traurig da und schlingt seine Speise hinab, als ob das Essen ein Ding wäre, dessen Natur sich durchaus mit keinerlei Heiterkeit vertrüge; und wenn er seine Kost in düsterm Schweigen zwischen den Wandungen seines Magens verschlossen hat, so verschließt er sich selbst auf die näm-

liche Weise. Aus ihren verdrießlichen und nachdenklichen Rechnungsmienen sollte man schließen, die Gesellschaft bestehe aus den melancholischen Geistern hingeschiedener Buchhalter, welche todt an ihrem Pulte umgefallen sind. Die Leute sind alle einander gleich. Man trifft keine Verschiedenheit der Charaktere. Sie reisen alle in denselben Geschäften, sagen und thun alle dieselben Dinge, genau auf dieselbe Weise, und treiben sich in demselben düsteren Kreise der langen Weile umher. So hat sie vor 10 Jahren Dickens, und so haben wir sie noch heute überall gefunden; so sind sie in Maine und Jowa, in Pensylvanien und Texas!

Ueber dem Räder-Kasten ist auf der einen Seite die Küche, auf der andern gewöhnlich die Barbierstube. Die Barbiere haben in den Vereinigten Staaten statt der aushängenden Becken einen hohen, buntbemalten Pfahl als Zeichen ihres Gewerbes vor ihrer Thür stehen. Sie haben hier viel zu thun, da die Amerikaner ein glatt rasirtes Gesicht lieben, werden besser als bei uns bezahlt, haben aber auch mehr Arbeit dafür. Der Barthasser legt sich in liegender Stellung in einen bequemen Armsessel, die Füße auf ein in die Höhe schraubbares Polster streckend, und ergiebt sich so dem Messer des Künstlers. Ist alles Haar aus dem Gesichte rasirt — Backenbärte sieht man wenig, Schnurrbärte fast gar nicht — so wird als Zugabe gewöhnlich noch das

Haar mit wohlriechendem Waſſer beſprützt, gekämmt und gebürſtet, und — der fashionable gentleman iſt fertig.

Hinter der Barbierſtube des Dampfbootes — doch iſt das auf anderen Dampfbooten auch anders eingerichtet — ſo wie hinter den rooms für Aufwärter ꝛc. iſt eine höchſt elegante Fortſetzung des erſten Theils der Cajüte — eine Prärogative der Damen, an beiden Seiten mit lady-rooms. Der Lady-Cultus iſt ebenfalls ſehr bezeichnend für das amerikaniſche Volk, und keineswegs mit der Galanterie zu verwechſeln, welche beſonders im Mittelalter unter den freien Deutſchen eine geheiligte Sitte war. Dieſe ſchöne Sitte hatte nichts Künſtliches, Affectirtes; ſie gründete ſich auf das Edle im Menſchen, ſchliff das Rohe in dem nur mit Krieg und Jagd ſich beſchäftigenden Deutſchen ab und veredelte ihn ſelbſt wie die Frauen. Dieſe „Galanterie" war auch keineswegs blind; ſie wurde nur dem beſſeren, gebildeteren Theile der Frauen, keineswegs aber den „fahrenden Weibern" und vorzugsweiſe nur der Schönheit gewidmet, dieſem Adel, den die Natur ſelbſt nur ſo ſparſam austheilt. In Amerika aber iſt der Lady-Cultus etwas rein Affectirtes, reine Modenſache, womit der Amerikaner in Ermangelung von etwas Beſſerem renommirt, und womit er den verdienten Vorwurf der Rohheit zu widerlegen ſucht. Die amerikaniſche Galanterie iſt völlig blind, ſie wird

jedem Unterrocke und Ladys zu Theil, die bei uns keinesweges den Titel „Damen", sondern einen ganz andern erhalten würden. Hat doch in neuerer Zeit die Speculation ganze Ladungen von Jüngerinnen der Aphrodite Pandämos hieher importirt — als „Lady's". Sie gründet sich weder auf etwas Edles noch dient sie zur Veredelung. Auf den Posten und Omnibus, in den Eisenbahnwagen und Dampfböten, in der Kirche und in Gasthäusern wie auf der Straße und überall beansprucht so eine unbekannte „Lady" das Beste und den ersten Platz, ja der Reisende muß ihrethalben aussteigen und zurückbleiben. Niemand darf sich eher setzen, als bis die anwesenden Lady's Platz genommen. Der Amerikaner, welcher einen Theil seiner imaginären Freiheit darin sucht, stets und überall den Hut auf dem Kopfe zu behalten, zieht ihn nur vor einer beliebigen Lady.

So eine amerikanische Lady entbehrt regelmäßig jeder auch der geringsten Bildung und sie sucht deren Mangel durch eine höchst widerwärtige Anmaßung zu ersetzen, die freilich durch die läppische Galanterie der Amerikaner immer mehr genährt wird. Sie sind in der That zu nichts nütze, als Kinder zu gebären. Denn wo der Mann irgend so viel erschwingen kann, muß er ihr ein Dienstmädchen halten, während sie selbst nichts anrührt, sich den ganzen langen Tag mit Putzen beschäftigt oder, hingereckelt in einem Wiegenstuhle, stundenlang unter tiefem Schweigen dasitzt,

das sie nur hin und wieder durch crepitus oris vulgo Rülpse unterbricht, während der etwa anwesende amerikanische tabackkauende Gentleman, die Füße auf das Fenstersims gestreckt, die Unterhaltung nur mit fortwährendem Spucken führt. Bei seinem ausschließlich auf Gelderwerb gerichteten Sinn, bei seiner Gefühllosigkeit und Mangel an höherer Bildung fehlt es natürlich dem Amerikaner an häuslichem Sinn und so entbehrt er neben aller öffentlichen Geselligkeit auch noch die edelsten Freuden, welche tiefes, gebildetes Gefühl dem gemüthvollen Deutschen in seinem häuslichen Leben gewährt.

In dem lady-room, welcher den hintersten Theil des Bootes einnimmt, und wo außer den Ladys nur noch die Kinder und Ehemänner Zutritt haben, ist man übrigens bei einem etwanigen Springen des Kessels am meisten gegen das Verbrühen und unfreiwillige Luftreisen geschützt, weshalb der sich am Vordertheile aufhaltende Fremde, wenn er mit einem Amerikaner oder Landsmann auf dem Boote etwas bekannt geworden ist, von diesem wohl den tröstlichen Rath erhält, sich einer solchen Eventualität wegen möglichst nach hinten zu aufzuhalten.

Einige Schauspieler-, Kunstreiter- und ähnliche Gesellschaften haben ein eigenes Dampfboot, mit dem sie den Mississippi und die in denselben einmündenden größeren Ströme befahren, so lange sie vom Eise frei sind. Es ist das eine vortheilhafte Einrichtung,

da sie auf dem Dampfboote ihre eigene Oekonomie haben. In kleineren Städten, wo sie nicht lange einen vortheilhaften Aufenthalt finden, schlagen sie oft des Nachts ihr Zelt auf, spielen am Tage, brechen ihr Zelt selbigen Abends spät wieder ab und fahren während der Nacht nach einem anderen Orte. Hin und wieder sieht man auch eigenthümlich gebaute Kramschiffe, die ein vollständiges Waarenlager enthalten. Sie lassen sich zuerst von Dampfschiffen stromaufwärts schleppen und sich dann die Ströme hinuntertreiben, überall anlegend, wo sie Handel treiben können.

Die s. g. Flatböte, große, viereckige, schwer zu regierende Fahrzeuge mit flachem Boden sieht man häufig auf den Strömen. Sie dienen besonders den Dampfschiffen zum Anlegen beim Holzeinnehmen; auch werden sie von denselben benutzt, um bei Sandbänken und Fällen das Schiff dadurch zu erleichtern, daß Passagiere und Sachen in dieselben umgeladen werden, bis die Stelle passirt ist.

Im Frühjahre sieht man auch zahlreiche und zum Theil sehr große Flösse oder rafts aus den nördlichen Flüssen in den Mississippi gehen und diesen Hauptstrom selbst bis St. Louis hinuntergleiten. Die meisten enthalten lhumber oder Bretter und werden in Du Buque abgesetzt, wo viele bedeutende lhumberyards oder Holzhöfe sind und ein bedeutender Holzhandel blüht. Hier kostet der Quadratfuß solcher

Bretter (die Qualität ist bei dem Holzreichthum an allen Arten gewöhnlich gleich mit Ausnahme des Cedernholzes) ein bis zwei Cents, an Ort und Stelle ½ bis 1 Cent. Ein Cedern-Pfost, die zu Befriedigungen gebraucht werden, kostet hier 10 Cents. Das Leben dieser rail-mans ist rauh und wild. Hochoben im Nordwesten, fern von allen Ansiedelungen, hat ein speculativer Yankee im tiefen Walde an einem Creek (kleiner Fluß oder Bach) eine auf das allereinfachste eingerichtete Sägemühle angelegt. Im Herbste nimmt er Holzhauer in Dienst, welche einen ziemlich guten Lohn für ihr bis zum Frühjahre dauerndes arbeits- und entbehrungsvolles Leben erhalten, wo sie die Bretter zu einem Floß zusammenfügen und dieses zum Verkaufsplatze hinunterführen. Andere verbinden sich, um auf eigene Kosten Cedernholz zu Markte zu bringen. Die amerikanische Ceder, ein sehr schönes, äußerst dauerhaftes Holz, welches besonders zu s. g. Fenzriegeln benutzt wird, ist in der Nähe der Ansiedelungen bereits ziemlich selten geworden. Sie wächst an den Flüssen und Creek's, besonders ganz oben auf nackten Felsen, welche oft nur mit Mühe und Gefahr zu erklettern sind, seltener in den Bottoms oder Flußniederungen. In einem Canoe gehen diese Männer die Flüsse und Creek's hinauf, alle Cedern niederschlagend, die ihnen aufstoßen. Dieselben werden dann zu Stämmen behauen und in das Wasser gebracht. Wenn der Winter seine

Eisdecke über die Gewässer schlägt, ziehen sie ihr Canoe auf's Land und setzen zu Lande ihren mühseligen und gefahrvollen Weg fort. Nicht selten kommen sie mit Bären oder Indianern, oder selbst mit eigenen Concurrenten in Kampf. Während die Uebrigen Cedern suchen und fällen, geht gewöhnlich Einer auf die Jagd. Die ganze Ausrüstung dieser Leute besteht regelmäßig in zwei wollenen Decken für Jeden, ein oder zwei Aexten und der amerikanischen Büchse, so wie gemeinsam einen Schleifstein und einigen Barreln Mehl und Whisky. Mitgenommener Kaffee und Schinken sind gewöhnlich bald aufgezehrt, und sie sind namentlich gegen das Ende des Winters nicht selten nur auf den Ertrag der Jagd angewiesen. Oft gelingt es ihnen, der Bärin ihre Jungen zu rauben, welche sie dann auf dem Flosse mit hinunternehmen und zugleich mit demselben verkaufen. Sie erhalten einen goldenen Lohn für ihre Mühen, da ein solches fast mehre Tausend Dollar werth ist. Aber Viele verschwenden in kurzer Zeit auf die unsinnigste und liederlichste Weise wieder, was sie in langer Zeit mit so viel Anstrengungen und Gefahren erworben haben.

Amerika ist ganz im Gegensatze von Afrika und Asien ein wahres Wasserland. Wie Südamerika die großen Stromgebiete des La Plata, des Marannon und des Orinoco, so hat Nordamerika das ungeheure Stromgebiet des Mississippi und nördlich die Gebiete

der großen Seen, welche alle, miteinander in Verbindung stehend, in den großen St. Lorenzstrom münden. Das Land hat eine unendliche Menge von Quellen (springs). Mehrere derselben bilden eine branch, mehrere branches einen creek und mehrere creeks einen river. Und wenn man sieht, wie viele solcher großen river, Arkansas, Ohio, Illinois, Missouri, Des-Moines, Wisconsin ꝛc. ꝛc. in den Mississippi strömen auf seinem, einige Tausend Meilen langen Laufe, dann wird man seinen Namen gerechtfertigt finden.

Wenn man auch in Anrechnung bringt, daß dies Land erst in neuerer Zeit und der Westen zumal erst seit Decennien die gestaltende Hand des Menschen empfunden hat und der Cultur unterworfen ist, — was allerdings dem Lande, namentlich zu Europa, das die Arbeiten so vieler Jahrhunderte an sich trägt, einen eigenthümlichen, wilden Anstrich giebt — wenn man, wie gesagt, dies auch in Anrechnung bringt, so ist doch die Natur in Amerika viel kräftiger, wilder, als anderswo. Wir haben im Frühjahre 1851 während vier Wochen, Tag und Nacht fast ununterbrochen mehr und heftigere Gewitter erlebt, als früher in Europa. Ebenso sind die s. g. Hurrikans hier heftiger, als ein europäischer Sturm. Sie reißen Bäume und Häuser nieder, werfen Thiere und Schiffe um und schleudern Menschen in die Luft. Der Erie-See ist berüchtigt wegen der Opfer, die der Sturm seinen gelben Fluthen

geliefert hat. Ebenso ist es auch mit dem Regen. Dieser strömt im Frühjahre wolkenbruchartig herunter. Was war im Frühjahre 1851 in und um Du Buque das Resultat eines solchen Regens während einer einzigen Nacht? Die ganze Flußniederung stand unter Wasser. Straßen waren eingestürzt, Brücken und Frame-Häuser weggeschwemmt, steinerne Häuser und starke Steinmauern niedergerissen und so weggespült, daß man nichts mehr von ihnen sah. Eine Brücke über einen kleinen creek, little makoqueta genannt, die Tags zuvor noch mindestens dreißig Fuß über dem Wasserspiegel stand, war weggeschwemmt mit der daran noch höher liegenden Sägemühle. Aus der noch etwas höher liegenden Mehlmühle hatte sich die Müllerfamilie mit genauer Noth gerettet, während alle ihre Sachen mit mehreren tausend Barreln Mehl von den Fluthen in den einige Meilen entfernten Mississippi gerissen wurden. Die ganze Gegend sah andern Tages wie ein von Bergen eingefaßter See aus.

Dieser Wasserreichthum bringt unter einer beinahe tropischen Sonne aus dem humusreichen Urboden eine unendliche Vegetation hervor. Dadurch wird eine große Masse negativer Electricität ausgeströmt, und das ist wohl der Grund so mancher hier namentlich im Frühjahre und Sommer grassirender Krankheiten. Man sieht hier Viele, sogar schon Kinder, auf das heftigste an Rheumatismen

leiden, wovon manche ganz contract sind. Noch allgemeiner ist das dreitägige Fieber, welches namentlich in Niederungen wüthet und selten den Eingewanderten verschont. Es macht ihn arbeitsunfähig (und doch ist die Arbeit hier das einzige Capital fast aller Ausgewanderten) und zehrt allmählig den Körper völlig auf. Daneben wüthet an der Südost-Küste das gelbe Fieber und die Cholera überall. Wir fuhren im Herbste 1850 mit 34 Passagieren von Montrose ab; als wir in Galena anlangten, waren nur noch eilf übrig, die anderen hatte die Cholera hingerafft. Links und rechts von unserem room starben täglich mehrere; gegen Abend, oder auch früh Morgens legte das Dampfboot an einer einsamen Stelle der Wildniß an; die Schiffsmannschaft grub ein Loch, welches eben groß genug war, und warf die Leichen, wie sie eben bekleidet waren hinein, während die andern mitausgestiegenen Passagiere unter Rohheiten und Gelächter allerlei Kurzweil trieben — ohne alles Nachdenken, ohne alles Mitleid. Jener Grund erklärt aber auch, weshalb das Klima auf verschiedene Menschen so verschieden wirkt. Schädlich ist das Klima aber für Alle, selbst Eingeborene, wie viel mehr natürlich für Eingewanderte, und der Blödsinn der Europäer ist kaum begreiflich, wenn sie z. B. in den Zeitungen lesen, daß in der nördlich gelegenen Stadt New-York an einem einzigen Tage 37 Personen am Sonnenstiche nieder-

gestürzt sind, und dann doch noch wieder sich aufbinden lassen, daß das Klima dort gerade so sei wie bei uns in Deutschland. Wir haben in dem nordwestlichen Jowa im Winter 23° Kälte, im Sommer 30° Wärme und nicht selten binnen 12 Stunden einen Temperaturwechsel von einigen dreißig Graden erlebt. In der vergleichsweise noch sehr gesunden Stadt Du Buque läßt der Stadtrath alle Sommer etwa eine Tonne Kalk vor jedem Hause ausschütten, damit derselbe die schädlichen Bestandtheile der ungesunden Luft absorbire. Im Spätherbste ist die Luft am gleichmäßigsten, reinsten und gesundesten.

— — — — — — — — — — —

Die schönste Zeit in Nordamerika ist der Spätherbst oder der indianische Sommer. Betreten wir in derselben das Land. Dieses ist jenseits der Alleghany-Gebirge, wo das ungeheure Stromgebiet des Mississippi beginnt, im Süden flach, im Norden, von Missouri und Illinois an in Wisconsin, Jowa und Minnesota in der Nähe des Mississippi hügelig und bergigt, wellenförmig und zum Theil sehr zerrissen, überall von creeks und rivers durchschnitten. Die Physiognomie ist überall rauh und wild wie die Natur. Die Berge werden nach Westen zu niedriger, bis sie in die unendlichen Prärien auslaufen, die wieder im fernsten Westen von den Rock-Mountains oder Felsengebirgen begrenzt werden. Unter

den letzteren hat man sich aber kein eigentliches Gebirge, wie z. B. die Schweizergebirge mit hohen einzelnen Bergen und tiefen Thälern zu denken, sondern die wellenförmige Prärie, welche, je weiter man westlich kommt, immer öder und unfruchtbarer wird, und deren Oberfläche nur aus Sand und Gestein mit geringem Graswuchse (größtentheils Büffelgras, Moos und Artemisia tridentata) besteht, erhebt sich allmählich zu der Höhe von sechstausend und einigen Hundert Fuß. Gras- und Baumwuchs findet man nur in den tieferen Schluchten und an den Ufern der Gewässer, weshalb der ausgedörrte Dung und trockene Knochen der Büffel als Feuerungsmaterial dienen müssen. Zwischen jenen Prärien und dem „Vater der Ströme" wechseln Prärien mit Waldungen und kleineren Gehölzen, Berge und Hügel mit Thälern und Ebenen ab. Nur im Norden findet man jene ungeheuren Waldungen, welche sich viele Meilen weit hinziehen, jene jungfräulichen Wälder, in denen noch nie die nivellirende Art des amerikanischen Hinterwäldler ertönte, welche bis jetzt außer dem Wilde nur der Fuß des Indianers und des westlichen Jägers betrat. Der Aufenthalt in diesen unermeßlichen Laubgewölben hat etwas wild romantisches, ja erhebendes, da der Mensch hier seinem Schöpfer ungestört und ungestützt allein gegenüber und daher viel näher steht, als im Staube und Gewühle jener Ameisenhaufen, Städte genannt. Daher

ſind die Jäger und Hinterwäldler auch ein ganz anderer Schlag Menſchen, gewöhnlich viel beſſer und redlicher aber auch ernſter als die Städter. Sie verachten das Stadtleben und ziehen den Wald mit ſeinen Mühſeligkeiten, Entbehrungen und Gefahren dem Glanze, dem Wohlleben und den Erbärmlichkeiten der Städte vor. Hier iſt der Menſch wahrhaft frei; denn er hat hier keine anderen Schranken als welche ſeine eigene und die ihn umgebende Natur ihm ſtellt. So ein amerikaniſcher Wald iſt aber von einem europäiſchen völlig verſchieden. Er hat etwas parkartiges, da wohl an hundert verſchiedene Baumarten hier auf die mannigfaltigſte Weiſe gruppirt oder einzeln und zerſtreut nebeneinander ſtehen. Alle überragt hoch oben auf dem nackten Gipfel der Felſen die edle Ceder. Als ahnte ſie die Nachſtellungen der Menſchen hat ſie ſich auf jene Höhen, die oft weder der Menſch noch das Wild beſteigen kann, zurückgezogen. Aber eingedenk des wilden Hurrikans treibt ſie in jede kleine Spalte des Felſens tief hinein ihre langen Wurzeln und bietet dann kühn dem Sturmwinde die mit immergrünem dunklen Haar bedeckte Stirne, der ſie gleichwohl nicht ſelten niederwirft und wo er ſie nicht gänzlich mit ihren langen zähen Wurzeln ausreißt, doch ſie zwingt, ſich am ſchroffen Abhange zu ſtützen und in demüthiger Lage ihr rauhes dürftiges Daſein fortzuſetzen. Denn ausgeſetzt der brennenden Hitze des Sommers ohne den ge-

ringſten Schutz und Schatten, wie der ſtrengen Kälte des Winters und den Nordweſt-Stürmen muß ſie während der langen Dürre des Sommers und Herbſtes ſich allein mit dem Thau tränken, den die Nacht ihr gewährt, und mit der kargen Nahrung eines grandigen Bodens begnügen, den die Felsſpalten enthalten, in welche ſie ihre Wurzeln ſenkte.

Ihr am nächſten, ebenfalls an felſigen Abhängen der Gewäſſer, aber tiefer und letztere überſchattend ſteht vereinzelt oder in kleinern Gruppen die weiße Birke mit ihrem Gewirre von langen dünnen Zweigen, ihren zierlichen Blättern und zarten weißen Rinde.

Ich ſah in bleicher Silbertracht
Die Birkenſtämme prangen,
Als wäre dran in heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.

Von ihr wird aber der ſchmähliche Dienſt, den ſie bei uns den Müttern und Dienſtmädchen leiſten muß, nicht verlangt, da ſie, unähnlich ihrer europäiſchen Schweſter, ſehr groſſe, leicht brechliche Zweige trägt. Die amerikaniſchen Beſen (brooms) ſind von einer gelben Grasart, die im Süden wächſt und ſehr elaſtiſch iſt. In den Bottoms oder Flußniederungen findet man die Elmen, beſonders die Zuckerelme, die dem Hinterwäldler ſeinen Molaſſis und Zucker gewährt, wie der Zucker-Ahorn, oft ſiebenzig Fuß hohe Stämme, nebſt dem hohen cotton-wood mit ſeinem weichen Holze und ſeiner dicken gebrochenen Rinde. Unter ihnen wuchert eine Maſſe Weiden, wilder Obſt-

sträuche und Obstbäume. Auf den Höhen aber wächst der geschätzte Hickory mit seinem schlanken hohen Stamm und seinem starken elastischen Holze, die wallnuts mit ihrem schönen schwärzlichen und röthlichen Holze, der iron-wood oder Eisenholzbaum, vor dessen eisernem Holze oft die stahlgehärtete amerikanische Axt zerspringt und überall zwischen durch, zum Theil in großer Menge wuchert die s. g. Quäcken-Esche, die im Frühjahr zuerst ihr schönes grünes Haar entfaltet, — das einzig gute an dem ganzen Baume, da das weiche, poröse und bröcklichte Holz nicht einmal zum Brennen tauglich ist. Dazwischen stehen vereinzelt die hohen amerikanischen Pappeln, die Linden, deren Bast nebst der wilden Rebe und andern Schlingpflanzen dem Indianer und Hinterwäldler den Hanf und Flachs ersetzt, die Fichte, die Buche, die Sycamore u. s. w., u. s. w. Vor Allem aber sehen wir auf den Höhen den deutschen Baum, die Eiche, die hier wohl mit dreißig verschiedenen Arten die Höhen bedeckt und der vornehmste Baum der Wälder ist.

So schön auch die grünen Laubgewölbe im Frühjahre und Sommer erscheinen — einen wahrhaft zauberischen Anblick gewährt es im Herbste, die grün, gelb, blau und in allen Nüancen des Roth gefärbten Laub-Oceane unter den Strahlen der Abendsonne in ein wogendes Farbenmeer verschmelzen zu sehen. Nur selten gelingt es einem Sonnenstrahle, sich durch

das tiefe Dunkel hindurch zu ſtehlen, nur ſelten dem Geſtirn der Nacht, ſein magiſches Licht zu werfen auf die Geheimniſſe des dunklen Waldes. „Kühn ſteigen die ſchlanken Säulen hinauf in die azurne Bläue des Himmels und wölben ſich zu ſtolzen Hallen und darüber hin ſchlagen die Wipfel den luftigen Bogen.“ In ihren thauigen, ewig ſchwankenden und rauſchenden Laubmaſſen ſcheint ein unruhiges, faſt leidenſchaftliches Leben, eine tiefe Sehnſucht zu athmen. Es iſt, als ob eine Seele unter Wehen ſich losränge aus dem Banne der Natur. Die Wurzel hält den Baum an die Scholle gefeſſelt, wie die Erde den Körper; aber der Gipfel ſtrebt, wie der Geiſt des Menſchen, verlangend und kämpfend über die engen Grenzen hinaus. — — — — — — Umgefallene und verfaulte Baumſtämme in allen möglichen Lagen und in allen Stufen der Zerſetzung, zum Theil von ungeheurem Durchmeſſer, wilde Roſen und Schlingpflanzen, insbeſondere in den Bottoms die wilde Rebe und Hopfenranke, verſperren häufig den Weg. Der Boden, mit dem gefallenen Laub der Jahrhunderte bedeckt, iſt weich und elaſtiſch und verräth dem lauſchenden Ohr nicht den darüber hingleitenden Fußſtapfen des Feindes. Das dürre Laub raſchelt unter den pfeilſchnellen Windungen der grün und weiß geſtreiften Waldſchlange. Der Abendwind ſäuſelt unter den Blätterkronen der Eichen und Ahorn und entführt bald hier bald dort

auf ſeinen ſanften Schwingen das abgeſtorbene Frühlingskind zu Grabe, in den Schooß ſeiner Mutter zurück, während ſeine noch grünenden Schweſtern ſich vielleicht zum letzten Male im Silberglanze des Mondes freuen, der auf ſie hernieder zittert. Balſamhaft kühl duftets aus Moos und Blumen, während die Strahlen des Lichtes durch das Gezweige ſchwankend, in Tropfen ſich ſpiegelnd, über Blättern koſend mit den wechſelnden Schatten auf und nieder den geheimnißvollen Reigen tanzen. — — Durch die hohen Laubgewölbe ſäuſelt es wie ein ferner Hymnus, während es durch die Stille der Nacht wie ferne unbeſtimmte Laute von dem weiten Ocean der weſtlichen Prärien her zu ihnen herüber tönt. Kein Geräuſch unterbricht die Stimmen dieſer großen Einſamkeiten, welche in der ſchönen amerikaniſchen Herbſtnacht zu feierlichen Harmonien verſchmelzen.

Der Wald iſt das einzige Stück Poeſie in Amerika — aber es iſt eine traurig ernſte, ſtille Poeſie, da ihr die Muſik der gefiederten Bewohner des Waldes fehlt. Der Menſch liebt den verwandten lebendigen Odem, während ihn die ungeheuren todten Maſſen mit ihrer ſtarren Oede erdrücken; die friſche Luft des Lebens hat ihren Ausdruck nur in der Thierwelt, vor Allem aber in den melodiſchen Stimmen des munteren Volkes der Singvögel. Im Winter iſt die Stimme des Windes die einzige, die man in dieſen Einöden vernimmt, bald im Rauſchen der

Zweige, bald im Stöhnen und Aechzen der von ihm bewegten hohen Stämme; daneben ertönt nur hin und wieder das Brummen des Bären und der leichte Schritt des Rothwildes — Nachts das schauerliche Heulen der Wölfe. Im Frühjahre erscheint eine Menge Zugvögel, aber sie alle lassen entweder einen einfachen schrillen Ton oder gar keinen hören. Die Natur scheint ihnen das an Farbenpracht des Gefieders ersetzt zu haben, was sie ihnen an Stimme entzog. Da ist der amerikanische Truthahn oder turky mit seinen schönen grünen und im Kupferglanze prangenden Federn, bald pfeilschnell unter dem hohen Laubdome dahinlaufend, bald seinen Sitz in den luftigen Blätterkronen nehmend. Da ist eine große Menge wood-pickers von verschiedenen Größen und Farben zum Theil der schönsten Art. Eine derselben ist auch während des Winters hier; während er mit seinem langen Schnabel an alte hohle Bäume pickt, sich Insecten suchend, läßt er dadurch weit umher durch den stillen Wald ein Geräusch erschallen, das sehr den Schlägen der Art ähnlich ist. Im Frühjahre glaubt der Fremde in diesen Wildnissen oft die Erde unter sich gehölt und dort ein Felsstück mit allmählig verhallendem Gepolter rollen zu hören. Aber der hier bekannte Jäger weiß, daß es der schöne Fasanen-Hahn ist, der auf einem hohlen umgestürzten Baume sitzend, diesen mit seinen Flügeln schlägt und dadurch jenes seltsame

Geräusch hervorbringt. Eine Menge Kolibris mit prachtvollem Federschmuck, wie die Schmetterlinge, deren Größe sie auch nur haben, um die Blumen flatternd, blak birds und viele andere Vögel beleben im Frühjahre den Wald. Während tief unten auf den Gewässern oft sehr schön befiederte Enten und allerlei Wasservögel umherschwimmen, der schwarze Waldwolf mit gesenktem Kopfe durch die tiefe Schlucht trabt und über ihm das muntere Eichhörnchen von Zweig zu Zweig setzt, zieht hoch oben über dem Laub-Oceane in den azurnen Lüften der blau und weiße Adler seine weiten stillen Kreise. Bei einer Lichtung auf einem vorspringenden Bergrücken äset ein Rudel Hirsche so ruhig und sicher, als ob ihnen keinerlei Gefahr drohe. Nur das starke Leitthier hebt hin und wieder das stolze Haupt in die Luft, hierhin und dorthin äugend; da knackt ein dürrer Zweig; eine Secunde steht es, mit dem Kopfe hoch in die Luft windend, die Ohren gespitzt, und in wenigen langen Sätzen ist es mit seinen Schutzbefohlenen in den Schatten des Waldes verschwunden. Der amerikanische Hirsch, welcher sich nur noch in den Wildnissen in zahlreichen Rudeln aufhält, ist kleiner als der deutsche, hat einen längeren Wedel als dieser und nach innen gebogenes Geweih. Mit letzterem verwickeln sie sich nicht selten im Kampfe dermaßen, daß sie nicht wieder aus einander kommen können und endlich beide völlig erschöpft umsinken, den harrenden Wölfen

eine willkommene Beute. Die Gefräßigkeit der letzteren ist namentlich im Winter bei mangelnder Nahrung so groß, daß sie in einer Nacht alles, selbst die Knochen, verschlingen und nichts als das kahle, auch bisweilen noch angenagte Geweih übrig lassen. Wir schossen eines Nachmittages einen starken Hirsch an, mußten aber die Verfolgung desselben bald aufgeben, da die hier schnell und plötzlich eintretende Dunkelheit uns an weiterem Aufnehmen der Schweiß-Spur hinderte. Andern Morgens verfolgten wir die Spur über mehrere Höhen und Thäler bis zu einem der letzten Berge am Ufer der Wolga. Hier bot sich uns ein eigenthümlicher Anblick dar. Tief unten zu unseren Füßen stand mitten im Wasser des schnellfließenden Stromes der Hirsch, zitternd und zum Tode ermattet, auf beiden Ufer-Seiten aber hielten lungernd mehrere blutlechzende Wölfe Wache. Da sie wohl das gefährliche Geweih des Hirsches in dem fremden Elemente fürchteten', warteten sie trotz ihrer Gier auf den Zeitpunkt, wo der Hirsch umfiele, um sich dann auf ihn zu stürzen. Eine Kugel machte den Leiden des edlen Thieres ein Ende und verscheuchte zugleich seine wilden Quälgeister in das tiefe Dickicht.

Bald erscheint in der Lichtung mit täppischem Trabe eine Bärin, gefolgt von zwei dicht hinter ihr her trollenden Jungen. Jetzt steht sie stille vor einem colossalen mit Moos bedeckten Baumstamm, den hier

längſt der Sturm zur Erde warf. Sie ſchnüffelt anfänglich um ihn herum, hebt gemächlich ihre Tatze an denſelben und mit einem einzigen Rucke derſelben hat ſie den gewaltigen Stamm herumgewälzt und ſucht darunter für ſich und ihre Jungen ihre Nahrung. Wie gewaltig die Kraft dieſes Thieres iſt, erſieht man daraus, daß der Bär, dem Honig der Bienen nachjagend, oft große Stücke aus einem hohlen Baume mit ſeiner Tatze herausreißt, wenn er ſie nur in das Bienen-Flugloch hineinbringen kann. Man ſieht nicht eben ſelten im Walde die Spuren ſeiner Tatzen am Baume und ſtarke Stücke aus dieſem herausgeriſſen. Er läuft trotz ſeiner ſcheinbaren Unbeholfenheit ſehr ſchnell und bäumt, wenn er von Hunden verfolgt wird. Am leichteſten wird er in ſeiner eigenen Höhle getödtet, wo er, ſeltſam genug, am wenigſten Courage zu haben ſcheint. Zwei Jäger gehen oder vielmehr kriechen und zwängen ſich in ſeine Höhle mit einem Lichte oder einer Fackel hinein. Der Bär weicht ſo lange zurück wie er nur kann, bis die ſichere Kugel des Jägers ſein Gehirn zerſchmettert. Er liebt ſehr das Schweinefleiſch, namentlich von jungen Schweinen. Ein gewiſſer Graf Götz, der eine „Reiſe um die Welt“ ſchreibt, welche in einer größeren Sammlung von Reiſebeſchreibungen Aufnahme gefunden hat, ſagt in ſeiner „Reiſe nach Amerika“, der Bär nähre ſich ausſchließlich von Vegetabilien und ſei durchaus nicht ge-

fährlich. Letzteres ist er wenigstens für diesen Herrn nicht gewesen, aus dem einfachen Grunde, weil es in der Gegend von Buffalo, bis wohin der Herr nach seiner eigenen Angabe nur gekommen ist, längst weithin keine Bären mehr giebt. Wenn der schwarze amerikanische Bär verwundet ist, oder die Bärin noch ihre Jungen mit sich führt, sind sie dem Menschen eben so gefährlich als der Löwe Afrikas oder der Tieger Bengalens. Wir gingen eines schönen Winter-Nachmittags in einem sich längs des bear-creek hinziehenden großen Bottom mit einem Hinterwäldler, der weiter westlich an den Ufern des creek's sein Blockhaus hatte, auf Hirsche. Plötzlich nahm unser nahe bei uns gehende fellow seine Büchse in Anschlag, zugleich fiel der Schuß und wir sahen jetzt einen jungen etwa ein Jahr alten Bären schleunig in einen hohen cotton-wood klettern. Gleich nach dem Schusse fiel er zusammen und stieß, während er sich mit der einen Tatze an einem Aste hielt, in der Luft hängend ein klägliches Geschrei aus. „Kill them!" „kill them!" rief unser Gefährte und alsbald brachte ihn auch unsere Spitzkugel todt vom Baume herunter. Kaum aber hatten wir wieder das Pulver im Laufe, als wir auch von dem jenseitigen steilen und zerrissenen Felsenufer die Bärin in eiligen Sätzen herabkommen sahen. Sie hatte uns geäugt und eilte gerade auf uns zu mit blutunterlaufenen Augen und schäumendem Rachen. Wir ließen sie

verabredetermaßen etwa auf fünfundzwanzig Schritte herankommen, dann fielen unsere Schüsse fast gleichzeitig und von einer Kugel im Kopfe und einer durch den Hals getroffen stürzte sie nach zwei convulsivischen Sätzen zusammen und verendete alsbald. Ein am Turky river wohnender Hinterwäldler zeigte uns einstmals die tiefen Spuren der Bärentatze auf seinem linken Arme. Der von ihm nicht tödtlich getroffene Bär hatte ihn niedergeworfen und nur der sichern Kugel seines mit ihm jagenden Sohnes, welche den Bären vollends tödtete, hatte er sein Leben zu verdanken. — Daß der Bär ein großer Liebhaber von Schweinefleisch ist, können wir ebenfalls aus eigener Erfahrung bezeugen. Die neue Nachricht des gedachten Herrn würde übrigens, vorausgesetzt natürlich daß sie geglaubt würde, den Hinterwäldler sehr freuen, da er seine Schweine nicht genug vor diesen wilden Gesellen schützen kann. Wir sahen bei einem Hinterwäldler ein Schwein schlachten, welches auf beiden Hintertheilen die Spuren der Bärentatze durch dreifingerdickes Speck bis auf das Fleisch trug. Wahrscheinlich war dieses so arg gezeichnete Thier auf folgende Weise davon gekommen. Die Schweine laufen überall in Ameria frei umher, selbst in den Straßen der großen Städte, wie New-York, St. Louis und namentlich Cincinnati, wo die Schweine-Schlachtereien en gros betrieben werden. Da sie in den Wildnissen den Angriffen

der Wölfe, Bären und Panther ausgesetzt sind, so vereinigt sie die Noth zu gegenseitigem Beistande. Wenn ein Schwein daher einen Angstschrei ausstoßt, so versammeln sich zu seinem Beistande alle übrigen, die denselben hören. So mochte es auch geschehen sein, als der Bär jenes Schwein packte, welches das Schicksal für den Magen der Menschen bestimmt hatte. Vielleicht hatte ein starker Keiler den Bären von hinten beunruhigt und der Bär drehte sich nun und nahm diesen dafür zur Mahlzeit, oder er wich auch, wenn er wenig Hunger hatte, vor dem ihn umgebenden Grunzen und Schreien zurück, seine Beute im Stiche lassend.

Der Waschbär, welcher am Tage in hohlen Bäumen schläft, steigt des Nachts herunter und schleicht den Gewässern zu, in und an welchen er seine Nahrung sucht. Selten wagt er sich auf die Prärie hinaus, da er hier bald eine Beute der ihn jagenden Hunde wird. Die Jagd auf ihn mit Hunden ist bei hellem Mondschein in den Lichtungen höchst interessant, da er mit seinem scharfen Gebisse jenen viel zu schaffen macht, wenn er nicht in die sichern Baum-Massen entschlüpfen kann.

Der Hase dieser Gegenden gehört nicht zu den jagdbaren Thieren, da er noch kleiner und viel magerer als ein Kaninchen ist. Er ist auch nur selten, besitzt eine große Schnelligkeit und hat sein Lager in hohlen Bäumen. Dagegen werden die Wälder

von vielen Erdeichhörnchen belebt. Sie sind etwa 5 Zoll lang mit einem buschigen etwa 3 Zoll langen Schwanze, den sie gewöhnlich in die Höhe tragen, von brauner Farbe, oben mit schwarz und weißen Streifen. Sie bewohnen Erdhöhlen, kommen im Frühjahr aus denselben hervor, besteigen auch die Bäume und verschwinden wieder während des Winters. Es sind sehr lebhafte, muntere und zutrauliche Thiere, die oft einen pfeifenden Ton von sich geben.

Noch wollen wir hier des Panthers dieser Gegenden erwähnen, da derselbe unsern Naturhistorikern ziemlich unbekannt zu sein scheint. Er ist zwar selten und wir haben ihn nur einmal gesehen und vergeblich verfolgt; aber früher soll er hier häufiger gewesen sein, und durch eine wilde tiefe Schlucht in der Nähe des Turky river schlängelt sich eine branch, welche dem Jäger nur unter dem Namen der „panther-branch“ bekannt ist.

Die Lichtungen, welche man häufig im Walde trifft, entstehen zum Theil dadurch, daß der Sturmwind einige hohe Waldbäume neben einander niederwirft und sind dann nur von kurzer Dauer, da die üppige Vegetation bald wieder neue Stämme in die Höhe treibt, zum Theil haben sie ihren Grund in der unfruchtbaren sandigen Oberfläche, welche bisweilen nur in sehr kleiner Ausdehnung den fetten humusreichen Boden unterbricht.

Einförmig und monoton sind die weiten westlichen Prärien, welche sich wie ein Ocean bis an die Felsengebirge erstrecken und, gleich ihm, nur vom Horizonte begrenzt werden. Anfänglich machen sie auf den Fremdling im Herbste und besonders im Winter einen freundlicheren Eindruck, da sie demselben wie ein weites wogendes Kornfeld zur Zeit der Ernte erscheinen. Die Gräser, welche oft eine Höhe von 10 bis 12 Fuß und darüber erreichen und dabei eine rohrartige Stärke haben, werden von der Kraft der Sonne zum Herbste gelb gefärbt und gewinnen so das Ansehen reifer Saaten; im Frühjahre wird die Einförmigkeit an den abgebrannten Stellen nicht selten durch den herrlichsten Blumenteppich unterbrochen. Schön ist es zwar, wenn sich früh Morgens zahllose Thautropfen, von leichtem Winde auf den Halmen und Blumen gewiegt, in der Sonne spiegeln und wenn Abends die hinter den Felsengebirgen untergehende Sonne die Wogen der Prärien vergoldet. Im Uebrigen aber sind sie eintöniger wie der Ocean. Ihre wilde, schweigsame, unendliche Einsamkeit hat etwas höchst Drückendes und ein melancholisches Gefühl unendlicher Verlassenheit beschleicht den civilisirten Menschen, den das Schicksal in diese Einöden führte, ein Gefühl, das wohl nur dem Indianer und dem Jäger, der hier seine Heimath hat, unbekannt bleibt. Sie werden durch nichts Anderes belebt, als durch eine Menge Präriе-

Schlangen, Hühner und Wölfe; der Büffel hat sich bereits an zweihundert Meilen westlich vom Mississippi zurückgezogen, und wird wohl mit seinen Schicksalsgenossen, dem Biber (den man nur noch an den creeks in den nördlichen Gegenden des Felsengebirges findet) und Indianer, bald ganz von der Erde verschwinden. Dort, bis zu den Felsengebirgen in Oregon, weidet er jetzt noch in zum Theil zahlreichen Heerden, in Gesellschaft des Elk (Elennthiers), welcher sich größtentheils schon ebenfalls hieher zurückgezogen hat.

Der eigentliche Bewohner dieser stillen unermeßlichen Räume, der Wälder wie der Prärieen, ist der rothe Sohn dieser Natur, der Indianer. Es ist manches Wahre, aber auch viel Falsches über die Indianer gesagt worden, was zum Theil daher rührt, daß man die des Nordens und die des Südens nicht gehörig von einander unterschied. Der nördliche Indianer — im Westen von Jowa und Minnesota bis zu den Felsengebirgen — ist kräftiger, gastfreier, treuer, als sein rother Bruder im Süden. Daneben besitzen sie einen wahrhaft stoischen Gleichmuth gegen Qualen und unvermeidliche Gefahren. Den Berichten der Anglo-Amerikaner über sie ist regelmäßig nicht zu trauen, da sie in dem Indianer nur ein, ihrer unersättlichen Geld- und Ländersucht im Wege stehendes, von Natur geringeres, und daher omni modo zu vertilgendes Wesen sehen. Wir haben manche Scenen kennen gelernt, wo der Amerikaner dem In-

dianer geradezu wegnahm, was ihm beliebte, von den vielen Betrügereien gegen ihn zu schweigen, da der Amerikaner dieselben überhaupt nicht für Verbrechen, sondern für mit dem Wesen und der Natur des Handels nothwendig zusammenhängende feinere Speculationsarten hält. Daneben erlauben sie sich nicht selten die gröbsten, willkührlichsten Gewaltthätigkeiten und Todschläge gegen dieselben. Da dieser rohe Sohn der Wildniß noch nichts vom „passiven Widerstande" der Civilisirten weiß, so ist es wohl natürlich, daß er sich seiner Haut wehrt, nicht mit Reden und Paragraphen, sondern mit Riffle und Tomahawk, und da ihm die weiße Race im Ganzen stets feindlich gegenübertritt, so macht er gewöhnlich keine weiteren Unterscheidungen, sondern rächt sich — an dem Thäter zwar zunächst, dann aber auch an jeden Weißen. Auch die in den Vereinigten Staaten hie und da lebenden s. g. civilisirten Indianer darf man nicht mit ihnen verwechseln, da diese gewöhnlich ihre natürliche Kraft und ihren angeborenen Stolz abgelegt und sich dafür die Laster der weißen Race angeeignet haben. Man findet unter den nördlichen Indianern manche edle und manche herkulische Gestalt. Sie besitzen eine große Muskelkraft und können lange Kälte und Hitze, Hunger und Durst ertragen. Weniger gut sehen gewöhnlich die Weiber aus, die ihr schwarzes Haar wirr um den Kopf tragen, während jene es bis auf einen Büschel in der Mitte des Kopfes (die Scalp-

Locke) abſchneiden und denſelben oft mit einer oder mehreren Federn ſchmücken. Die Männer beſchäftigen ſich nur mit Krieg und Jagd. Mit dem Auge des Adlers durchdringen ſie die dunklen Wälder und die Fernen der Prärieen, verfolgen ſie die Spur des Feindes wie des Wildes, und beſchleichen es auf eine ſtets erfolgreiche Weiſe, indem ſie ſich platt am Boden niederlegen, und der Schlange gleich geräuſchlos ihrem Opfer nahen. Im Uebrigen ſind ſie, wie alle wilden Völker, in hohem Grade indolent, verachten alle andere, insbeſondere alle regelmäßige Arbeit, und überlaſſen dieſelben ihren Weibern. Sie leben in einzelnen Stämmen von gewöhnlich 20—30 Familien, die ſich jedoch häufig, beſonders in Kriegszeiten, ſoweit ſie einem Stamme angehören, unter einem einzigen gewählten Oberhaupte vereinigen. Die Macht ihrer Häuptlinge iſt beſchränkt durch die allgemeinen Verſammlungen, in denen die Aelteſten des Stammes, ſowie die Medicin-Männer, das iſt Zauberer oder Prieſter, ein bedeutendes Gewicht haben. Sie glauben an ein höchſtes Weſen und an ein Fortleben nach dem Tode; doch ſind dieſe ihre Vorſtellungen begreiflich höchſt ſinnlich und anthropomorphiſch, und werden durch den Glauben an andere, namentlich böſe Geiſter, denen ſie ihre Unglücksfälle zuſchreiben, ſehr getrübt. Sie bedienen ſich zur Vermittelung derſelben ihrer Medizin-Männer, welche auch bei ihren ceremoniöſen Todtenfeiern mit den

Weibern die Hauptrolle spielen. Beide besitzen übrigens eine große Pflanzenkunde, womit sie manchen amerikanischen Apotheker und Arzt beschämen. Sie kennen manche, anscheinend noch sonst unbekannte Gifte, und legen ein vorher gekautes Kraut auf die von der Klapperschlange gebissene Wunde, welches alle schädliche Wirkung des Giftes aufhebt. Sie haben auch ihre „rothe Erde" — aber im eigentlichsten Sinne des Wortes. Es ist dies eine ausgedehnte Strecke in den Wäldern des nordwestlichen Jowa's, wo die Oberfläche des Bodens aus rothem Thon besteht. Die Stelle ist dem Manitou geheiligt und sicher und ungestört von seinen rothen Brüdern kann der Indianer eines fernen selbst feindlichen Stammes hier seinen Bedarf holen. — Die fern von allen Ansiedlungen Wohnenden haben noch außer dem Beil (Tomahawk) Bogen und Pfeile, die näher Wohnenden aber größtentheils schon Büchsen. Alle aber tragen das Scalpier-Messer neben dem Tomahawk im Gürtel, der ihr hirschledernes Hemde zusammenhält — die einzige Bekleidung außer den Halbstiefeln (Moccasins). Sie gerben diese wie all ihr Leder, mit dem Gehirne des Hirsches. Eigenthümlich den Indianern Amerikas aber bekannt ist ihre Sitte, dem erschlagenen Feinde die Hirnhaut an der Scalp-Locke, die sie gleich einem memento mori und gleichsam zum Hohne des Feindes tragen, abzuziehen und als Siegestrophäe an ihren Gürtel zu heften.

Sie ziehen nomadisirend weit umher nach besseren Jagdgründen, ihre Zelte und anderes Geräthe auf kleinen Ponys mit sich führend. Erstere bestehen aus mehreren Stangen, welche schräg im Cirkel in die Erde gerammt werden, so daß oben eine Oeffnung für den Rauch bleibt, und rund umher mit Büffel- oder Hirschfellen bedeckt werden. Außer den Moccassins machen sie auch lederne Taschen und allerlei Flechtwerk von Leder oder Bast, z. B. recht hübsche, zierliche Böte von der Birkenrinde, die mit Werg und Pech wasserdicht gemacht werden. Diese Industrie treiben jedoch nur die in der Nähe von Ansiedelungen Wohnenden, sowie etwas Maisbau hie und da. Ihre modernen Bedürfnisse, nämlich außer Büchse und Munition, Whisky und wollene Decken (Blanquets) tauschen sie ein gegen Büffel-, Bären- und Hirschfelle, Büffelzungen und die erwähnten Industrieerzeugnisse. Wenn der Hausvater ein Gefäß Whisky erwischt hat, so legt er sich gewöhnlich mit seiner ganzen Familie (vorausgesetzt, daß für ihn selbst noch überreichlich da ist) dagegen und alle trinken so lange bis einer nach dem andern in totaler Trunkenheit dabei umfällt. Wir sahen 1850 unfern von Stillwater am Ufer des Mississippi die Chippewas mit den Sioux ein Friedensfest feiern. Während wir uns in den Rauch des Feuers lagerten, um den dichten Schwärmen von Musquitos zu entgehen, schienen sie sich, um einige Tonnen Whisky

herumlagernd, wenig daraus zu machen. „I don't care“ antwortete einer auf unſere Frage, und ungeſtört tranken ſie fort, nur hin und wieder durch einen wilden Tanz ihr Saufgelage unterbrechend. Ein ſchon ganz betrunkener Häuptling wurde von ſeinen jungen Leuten in ein Boot getragen und hier platt niedergelegt, mit dem Geſichte nach oben, und als er hier noch nach Whisky brüllte, hielten ihm ſeine Getreuen einen geöffneten Krug in den Mund bis derſelbe überlief. — — — — — — — Wir begaben uns in unſer Boot und fuhren ſchleunigſt den Strom hinunter, um den bevorſtehenden gewaltthätigen Scenen zu entgehen.

Es iſt von dem wilden Sohn der Natur nicht zu erwarten, daß er Selbſtbeherrſchung in ſeinen Leidenſchaften beſitze, und ſo wird der Indianer, auch der beſſeren Race, durch das „Feuerwaſſer“, welches ein wahres Gift deshalb für ihn wird, zur wilden Beſtie. Es exiſtirt zwar ein ſtrenges Geſetz in den Vereinigten Staaten gegen den Verkauf von Whisky an Indianer — aber, wie es ſcheint, nur deshalb, damit dieſe Unglücklichen jenes Gift dem Yankee nur deſto theurer bezahlen. Wenn die Regierung dem Indianer ſeine weiten, fruchtbaren Jagdgründe theils durch Gewalt, theils durch Betrug abgeſchwindelt hat, und ihm nun das verhältnißmäßig ſo geringe Geld auszahlt, dann ſammeln ſich Händler aller Art wie die Raben, um den kindlichen

und eitlen Wilden ihr so eben erhaltenes Geld wieder für Whisky und Plunder aller Art abzunehmen. Whisky und von den Amerikanern eingeschleppte Krankheiten haben mehr Indianer vertilgt, als die Kugel und die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, wo nichts von dem Sohne der Wildniß übrig bleiben wird, als eine tragische Ruine und ein dunkler Fleck in der Geschichte der Vereinigten Staaten Amerikas.

Kehren wir jetzt nach Osten zu bewohnten Gegenden zurück, so treffen wir zunächst auf die Pioniere oder Hinterwäldler (bak-woodsman). Diese socialen Einsiedler des Waldes leben viele Meilen von einander, fern von allen Beziehungen zu dem lebenden Geschlecht und seinen Schicksalen, noch viel einförmiger als der Indianer. Auch sie bauen nur etwas Mais zu ihrem Bedarf nahe an der Blockhütte in einer mit großer Mühe unter den Titanen des Waldes gemachten Lichtung, und leben im Uebrigen von der Jagd und, an Flüssen oder Seen, auch vom Fischfange. Da sie schon als Knaben von 10 Jahren sich mit der schweren amerikanischen Riffle, die ein sehr kleines Blei, oft nicht viel größer als unsere Rehposten, schießt, herumschleppen, so erlangen sie mit der Zeit eine kaum glaubliche Fertigkeit und Sicherheit, wie man sie bei uns wohl nur äußerst selten einmal finden dürfte. Selten ist ihr Schuß vergebens, selten trifft er anderswo, als wohin sie zielen, aufs Blad oder hinter das Gehör und selbst

wenn sie in Ermangelung eines besseren nach dem Kopfe eines Fasanen oder Präriehuhns halten, fehlen sie selten. Zu der Jagd gehört auch die Bienenjagd, welche fern im Westen, wohin sich die arbeitsame Biene vor den Nachstellungen der Menschen zurückgezogen hat, noch ziemlich ergiebig ist. Sie werden im Herbste mit Honig, im Frühjahre mit Salpeter (Urin) geködert, um dann ihre Flugrichtung zu verfolgen. An einem schönen, sonnenhellen und stillen Tage werden sie munter und benutzen diese Zeit, um ihre Wohnung zu reinigen. Das Gemülle, welches die fleißigen Thiere austragen, fällt auf den silberhellen reinen Schnee, der unten liegt, und der aufmerksame Jäger bemerkt sich dann den Baum durch ein mit dem Messer daran gemachtes Zeichen. Dieses gilt für alle anderen Jäger, welche denselben Bienenstock, ob zufällig oder erst durch das Zeichen selbst auffinden, für geheiligt, und wer dasselbe nicht achtet und den Stock ausnimmt, läuft leicht Gefahr, seine Unkenntniß oder seinen Frevel mit dem Leben zu büßen.

Noch eine andere Erwerbsart für die Hinterwäldler ist das Syroop- (Molassis) und Zucker-Machen. Im Frühjahre, wenn die Säfte der Bäume zu treiben anfangen, schlägt man in die, in den Flußniederungen so zahlreich wachsenden Zucker-Elmen und Ahorn eine Kerbe, steckt darin unten einen, ein wenig mit dem Messer gehöhlten Span und setzt

darunter einen roh mit der Art ausgehöhlten Klotz. So werden mit geringer Mühe leicht mehrere hundert Tröge mit dem auslaufenden Saft gefüllt. In der Nähe hängt über ein großes stets unterhaltenes Feuer ein möglichst großer Kessel, in den sämmtliche Tröge, welche nicht der Hirsch geleert hat (denn dieser ist ein großer Liebhaber von dem süßen Safte) hineingegossen werden. Die Wassertheile verdampfen allmählich und es zeigt sich im Kessel ein gelblich dunkler Syroop, der bei fernerem Kochen und Verdampfen zu Zucker krystallisirt. Dieser Syroop und gelbliche Zucker ist viel schöner und auch etwas theurer als der im Süden auf den Plantagen vom Zuckerrohre gewonnene und es wird eine nicht unbedeutende Quantität davon in die Städte verführt.

Kommen wir weiter östlich, so treffen wir endlich auf einzelne zerstreute Farmen, das heißt wirkliche Landwirthschaften, wo Ackerbau und Viehzucht die Hauptbeschäftigung und Erwerbsquelle bilden. Allmählich werden diese Farmen dichter, man trifft mehrere nahe aneinanderliegend, gewöhnlich Colonien oder Settlements genannt, wo sich auch ein Schmied und Groceriehändler, mitunter auch ein Schneider findet, seltener ein Tischler, da die Bewohner dieser Gegenden ihre nothdürftigen Holzarbeiten selbst machen. Alle diese westlichen Farmen sind gewöhnlich traurige Blockhütten oder Fram-Häuser mit ärmlichen Bewohnern, da sie zu kurze Zeit bestehen und ge-

wöhnlich mit gar Nichts angefangen werden, indem Diejenigen, welche Geld besitzen, damit bessere Geschäfte in den Städten und bewohnten Gegenden machen können. Alles ist gewöhnlich auf das Nothdürftigste und nur auf das Zweckmäßige eingerichtet. Alle Arten Verschönerungen und Verzierungen, namentlich die Gärten, welche auch unseren ärmeren ländlichen Wohnungen einen gewissen lieblichen Reiz geben, fehlen hier. Die Städte, westlich vom Mississippi, liegen, wenigstens im Norden, alle an diesem Strome, wenngleich die Farmen oft 50 Meilen und darüber westlich gehen. Denn Kunststraßen giebt es hier nicht, und diese, oder natürliche Wasserstraßen sind der Lebensnerv jeder Stadt in Nordamerika. An diesen schießen sie überall empor, da der Handel, auch im Innern des Landes, die Hauptsache ist. Wenn man viele Meilen durch den dichten Wald auf der Eisenbahn gefahren ist, lichtet sich dieser plötzlich, und überrascht sieht der Reisende ein Stück Civilisation, eine neuaufblühende Stadt, mitten in dieser tiefen, weiten Wildniß. Noch kurz vor der Stadt Buffalo, von etwa 100,000 Einwohnern, sieht man rechts von der Eisenbahn ein weites, mit Baumstämmen bedecktes Feld, ähnlich einem großen Stoppelfelde, nur daß hier statt der dünnen Halme, welche die Sense stehen läßt, Baumstümpfe von drei bis vier Fuß Dicke aneinander stehen, welche der geübte Amerikaner mit seiner Art ebenso gleichmäßig und eben von ihren

hohen Stämmen getrennt hat. Hin und wieder zeigt sich in der Lichtung eine einsame Farm, umgeben von einer Fenz mitten zwischen Baumstümpfen, verkohlten oder geringelten und ausgetrockneten Bäumen, welche, ein memento mori in der sie umringenden üppigen Vegetation, ihre nackten, zweige-, blätter- und rindenlosen Aeste gespenstisch in die Luft strecken. Aber auch wo sich auf größeren Lichtungen mehrere Farmen an einander reihen, machen dieselben mit ihren schmutzigen, zum Theil vermoderten Fenzen, ihren unförmlichen Blockhäusern und unvermeidlichen geradlinigen Maisfeldern keineswegs einen freundlichen Anblick. Wir vermissen überall die schönen Ebenen, die grünen Matten und die gleich sammetnen Teppichen zwischen Wald und Rainen ausgebreiteten Wiesen der Heimath. Alles sieht struppig und wild aus.

Man findet leider nur zu viel die irrige Meinung in Europa verbreitet (und die Auswanderer lassen es sich selten ausreden), nichts sei leichter wegen der Billigkeit des Congreßlandes, als in Amerika mit geringen Mitteln alsbald ein wohlhabender Gutsbesitzer zu werden. Wir wollen diesen Irrthum hier nachweisen. Angenommen, Jemand geht von hier mit seiner Familie nach Amerika im Besitze von 9000 Thalern. Zuvörderst hat er dann nur 6000 amerikanische Thaler oder Dollar. Die Reise mit Familie nach dem fernsten Westen kann

ihm leicht 500 Dollar kosten. Da das Congreßland erst im dritten Jahre Frucht trägt, muß er zwei Jahre aus der Tasche leben, worauf auch leicht 1000 Dollar hingehen. Jetzt hat er noch 4000 Dollar, wovon 1000 oder 1500 für Congreßland abgehen, bleiben ihm also noch 2500 Dollar. Von diesem Reste soll er nun seine Gebäude, sein ganzes Ackergeräth, Vieh-, Feld- und Hausinventar herstellen. Somit ist er sein Geld los und besitzt statt dessen ein großes wüstes Stück Land, auf dem er die kleinsten wie die größten Dienste in eigener Person verrichten muß, da ein Knecht oder vielmehr ein Gehülfe, der mit ihm an seinem Tische zu essen verlangt und überall gleiche Rechte beansprucht, mindestens 1 Dollar den Tag Lohn bekommt. So ist denn ein zehn Tausend Thaler-Mann, der bei uns doch noch eine wohlgezierte Person ist, in Amerika zwar der Besitzer eines großen und mit Inventarien versehenen Grundstückes, welches aber größtentheils wüste ist und kaum in der ersten Zeit das Nothdürftige für die Familie hergiebt. An Geldmachen kann er bei der Schwierigkeit der Bebauung für's erste nicht denken und wir haben weiter westlich von den Städten und Absatzwegen keine wohlhabenden, geschweige denn reichen Farmer angetroffen. Er hat vielleicht, wenn er allen amerikanischen Betrügereien und Anfechtungen entging, noch ein paar hundert oder selbst tausend Dollar übrig; allein er

ist der geplagteste Mann von der Welt, und, fern von allen gewohnten Beziehungen zu einer civilisirten Welt in Berücksichtigung aller übrigen Verhältnisse, insbesondere des Klimas, welches sicher wenigstens ein Familienglied bald auf das Krankenlager wirft, viel schlimmer daran, als ein gewöhnlicher Tagelöhner bei uns in Deutschland.

Handelsmann und Speculant ist zwar jeder Amerikaner: Landspeculanten aber nennt man vorzugsweise diejenigen Dollarbesitzer, welche in Land-Speculationen „machen". Diese senden, sobald ein Territorium vermessen worden ist, Sachverständige dorthin und kaufen dann für den billigen Congreßpreis von 1¼ Dollar pr. Acre alles irgend nutzbare Land an sich, um es später für 5, 10, 20, 50 ꝛc. Dollars (ja, wenn es ihnen gelingt, und wozu diese Landspeculanten natürlich alles anwenden, späterhin eine Stadt darauf zu gründen, und dieselbe Gedeihen hat, für mehrere hundert Dollars) wieder zu verkaufen, so daß das übrig bleibende Congreßland zu dem Congreßpreise von 1¼ Dollar in der That beinahe nutzlos ist, — nicht etwa wegen seines oft höchst fruchtbaren Bodens, sondern wegen der Schwierigkeit der Bebauung, besonders aber wegen der Schwierigkeit des Absatzes. In der Nähe von Städten und Absatzwegen findet man kein Congreßland mehr.

Bei dem Ankaufe von Congreßland hat man sich übrigens noch vor zweierlei zu hüten. Einmal vor

dem Ankaufe von falschen Soldaten-Landwarrants, welche in großer Anzahl existiren. Damit verhält es sich so. Die Vereinigten Staaten haben bekanntlich keine Conscription; geht es zum Kriege, so werden die Regimenter aus Freiwilligen gebildet. Nach Beendigung des letzten mericanischen Krieges erhielten diese Freiwilligen zur Belohnung Congreßland, gewöhnlich 160 bis 500 Acre jeder, die er sich von den Congreßländereien selbst aussuchen, oder auch einem Anderen cediren konnte. Zur Bekundung dieses Rechtes wurde jedem Freiwilligen von der General-Land-Office in Washington ein sogenannter warrant, eine schriftliche Urkunde ausgestellt, in Grundlage deren sich der berechtigte Besitzer so und so viel Acre Congreßland auf der Special-Land-Office eines besonderen Staates zuschreiben lassen kann. Diese Warrants sind leider in den Handel gekommen und Gegenstand der schmutzigsten Speculationen geworden, haben aber den wenigsten Soldaten viel genützt, da sich fast alle in den östlichen Städten genöthig sahen, sie für 100, 50, 20 ja bisweilen für 10 Dollar baar (cash) zu verkaufen. Ueberdies sind dieselben in Masse nachgemacht worden und mancher Ausgewanderte ist, verlockt durch die Billigkeit derselben, mit falschen Landwarrants angeführt, und um sein Geld betrogen worden.

Sodann muß man sich vorsehen, daß kein s. g. claim auf dem gekauften Congreßlande liegt. Um

die Cultur des Landes zu befördern, hat die Gesetzgebung das s. g. praeamtion-right eingeführt, das heißt das Recht, ohne weiteres und ohne einen Cent zu bezahlen, sich auf Congreßland niederzulassen, selbiges zu bebauen und sich gegen Verkauf desselben an Andere durch Meldung auf der Land-Office Jahr und Tag das Vorkaufsrecht für den Congreßpreis zu sichern. Dieses Recht ist gesetzlich, wird eingetragen, wie Hypotheken, und jeder Käufer erfährt es vor der Zahlung. Das Claim-right dagegen ist nicht gesetzlich und nicht im Buche notirt; es gründet sich auf Billigkeit und ist durch Sitte geheiligt. Es kann nämlich vermöge desselben derjenige, welcher nicht gekauftes Congreßland bebaut hat, von dem späteren gesetzlichen Käufer zwar verdrängt werden, aber nicht anders, als bis er zuvor jenem seine sämmtlichen auf das Land gemachten improvements bezahlt hat.

Mancher denkt vielleicht, er brauche sich, da er das Gesetz für sich habe, nicht an diese Sitte zu kehren; allein dem ist nicht so. Er würde sich, wenn er sich mit dem Klaim-Berechtigten nicht abfindet, einen Todfeind auf den Hals laden und keinen Augenblick seines Lebens sicher sein. Schon Mancher hat diese Erfahrung mit seinem Leben bezahlen müssen, und der Mörder ist selten auch nur zu fliehen genöthigt, da alle Nachbaren sein Recht anerkennen.

Der Einwanderer thut aber gut, nicht nur kein Congreßland zu kaufen, sondern auch von dem im

Handel befindlichen Lande nur eine bereits einigermaßen cultivirte Farm. Die Gründe werden sich aus dem Folgenden ergeben.

Der Anglo-Amerikaner ist, jeder Zoll, ein Handelsmann. Ihm ist Alles käuflich und Affectionen kennt er nicht. Er hat keine Heimath und kein Vaterland. Denn dieses ist so gut New-York als Californien, Florida als Minnesota, und jene ist da, wo er Geschäfte macht. Da er nie genug Geld bekommen kann, so zieht er von einem Orte zum andern. Er ist in Wirklichkeit ein Nomade. Viele ziehen auch alle Sommer des ungesunden Klimas wegen von den süd-östlichen Küstengegenden nach dem Norden. Der Farmer veräußert alte Familienstücke ebenso bereitwillig, als neu erworbene Sachen, und er nimmt deßhalb nicht mehr für seine Farm, weil er sie von seinen Vätern überkommen und schon als Knabe sich auf ihr herumgetummelt hat, oder weil sie mit seinem eigenen Schweiße allererst eingerichtet, das Product seiner eigenen Industrie ist. So sieht man denn im Herbste, besonders aber im Frühjahre ganze Caravanen wandernder Farmer von Osten nach Westen ziehen, theils einzeln oder zu zwei bis vier, gewöhnlich verwandter Familiengliedern, theils in Gemeinschaft von zehn, ja wohl zwanzig Familien. Es ist das ein eigenthümlicher, für den sinnigen Beobachter trauriger Anblick, diese Menschen, losgelöst von allen Errungenschaften der Jahrhunderte und den höheren

Beziehungen der Gegenwart, allein ihrem Gelderwerbe nachziehen zu ſehen. Jede Familie hat einen gewöhnlich von zwei Pferden gezogenen amerikaniſchen Wagen, das heißt mit einem langen viereckigen Kaſten (Leiterwagen und andere europäiſche Arbeitswagen kennt oder braucht man wenigſtens hier nicht) und oben darüber gegen Sonnenſtrahlen und Regen einen über Bogen geſpannten baumwollenen Plan. In demſelben befindet ſich das geſammte Geräth der Farmer-Familie und da dieſe oft aus mehreren Erwachſenen und mehreren Kindern beſteht, ſo mag man ſich denken, daß ihre Bedürfniſſe eben nicht groß ſind. Kühe und Pferde treiben ſie gewöhnlich hinterher, ſeltener Schweine, da dieſe von den nächſten Farmern immer billig zu kaufen ſind. Des Nachts lagern ſie an einer Quelle oder einem größeren Gewäſſer um ein angemachtes Feuer herum, früh Morgens aber brechen ſie wieder auf und ſo geht es fort bergauf und bergunter, bis ſie das Ziel ihrer Wanderung — eine menſchenleere, wilde und öde Stelle im Walde oder auf der Prärie erreicht haben. Manche haben drei und vier Male, ja öfter ſo gewechſelt, für ihre öſtlicher gelegene Farm baares Geld genommen und weiter weſtlich auf's neue der Cultur ein Stück unbebauten Landes unterworfen. Hierher gehören auch die meiſten Hinterwäldler. Da nun das baare Geld im Werthe ſteigt, je mehr man weſtlich kommt, ſo kann der Einwanderer oft für

einen mäßigen Preis eine wohl eingerichtete Farm kaufen, wobei die Culturkosten bei weitem nicht bezahlt sind, zumal wenn er einen Farmer trifft, bei dem die Wanderlust — die Lust zu moven, wie der technische Ausdruck ist — bereits übermächtig geworden ist. Um aber eine Farm aus wildem Boden oder gar Waldland soweit einzurichten, bedarf es für den Einwanderer entweder sehr viel Geld für fremde Arbeiter oder unendlich viel eigene Arbeit. Der Einwanderer ist aber einmal an diese Arten Arbeit nicht gewöhnt, die der Amerikaner deßhalb viel leichter verrichtet; sodann aber — und das ist die Hauptsache — würde das Klima ihm nicht erlauben, nur halb so viel zu arbeiten, als ein Amerikaner — wenigstens nicht im Sommer (der gewöhnlich schon im Mai mit großer Hitze und schwüler Luft beginnt) während doch gerade dann die meisten und schwersten landwirthschaftlichen Arbeiten vorzunehmen sind. Anstrengende Arbeit bei ungewohntem Klima macht aber erfahrungsmäßig die meisten Einwanderer krank. Es gehört unendlich viel Arbeit dazu, ein wildes Stück Waldland nur eben etwas aus dem Rohen heraus zu bringen, und wenn man dieselbe richtig veranschlagt, so wird man eine eingerichtete Farm lieber zehnmal, ja zwanzigmal so theuer bezahlen als eine wilde, und dennoch viel billiger gekauft haben. Aber durch die Billigkeit des Congreßpreises verlockt und durch Eigendünkel bestochen, lassen die Meisten

solche Rathschläge unbeachtet. Freilich wird der Einwanderer regelmäßig am besten thun, Rathschläge aller Art in Amerika, namentlich wenn sie unaufgefordert kommen, nur mit Mißtrauen aufzunehmen, in einem Lande, wo der Egoismus und der Geist zum Handeln und Betrügen so stark und verbreitet ist, wo uneigennützige Freundschaft und Humanität, wo jede Tugend so selten, jedes Laster dagegen so häufig ist, wo namentlich ein geheucheltes Interesse der Landsmannschaft so häufig den Deckmantel zu dem scheußlichsten Betruge hergeben muß.

Betrachten wir den Weg, den ein eingewanderter Farmer, welcher Congreßland oder bereits im Handel befindliches wildes Land acquirirt hat, nehmen muß. Nächst der Fruchtbarkeit des Bodens und der Nähe von Städten und Absatzwegen hat er zweierlei ins Auge zu fassen: Holz und Wasser, letzteres des häufigen Gebrauches wegen in unmittelbarer Nähe. Da der Nordwesten größtentheils bewaldet ist und die Prärieen, wo sie nicht früheres, jetzt abgebranntes Waldland sind, regelmäßig eine geringe Fruchtbarkeit besitzen, so wird er seinen Wohnplatz meistens im Walde nehmen. Hier hat er nun zunächst den Platz für Wohnung und Wirthschaftsgebäude, sodann für Garten und Kornfeld zu klären. Daß diese Arbeit nicht klein ist, wo Bäume von zum Theil äußerst hartem Holze bis vier Fuß im Durchmesser haltend, keine acht Fuß von ein-

ander umherstehen, abgesehen von Unterbusch und Schlingpflanzen, mag man sich denken. Wo bleibt nun der Farmer mit seiner Familie während dieser Arbeit? Entweder im Freien, oder unter einem Zelte oder in einer benachbarten Farm. Letzteres ist jedoch kostspielig, schon wegen des Weges, den er dann täglich hin und zurück zu machen hat. Ist der Hausplatz geklärt, so sucht er sich Bäume aus, die seinem Zwecke entsprechen. Er muß davon je nach ihrer Dicke und je nach der Größe, welche das Haus erhalten soll, 30 — 70 fällen, sofern er die bereits gefällten nicht gebrauchen kann. Diese muß er dann kürzen, der Zweige entledigen und mittelst einer Kette und eines Joch Ochsen nach dem Wohnplatze schleifen. Er muß ferner die nöthige Anzahl Balken und Dachsparren schlagen, zurichten und heranfahren. Jetzt kann das Haus gerichtet werden, wozu gewöhnlich die benachbarten Farmer eingeladen werden, welche nach allgemeiner Sitte kein Geld dafür erhalten, wohl aber tractirt werden müssen. Jeder Baumstamm erhält am Ende unten einen sogenanten Sattel und oben eine Kerbe und dann wird jede Kerbe eines Längebaums auf den Sattel eines Querbaums gelegt. Die entstandenen Zwischenräume werden mit Lehm zugeworfen. So steht denn ein wüster, unförmlicher Kasten da, ähnlich der Kiste, in welcher unsere Knaben die Speckmeise zu fangen pflegen. Sind die Oeffnungen für Thür und Fenster

eingesägt, so muß baares Geld ausgegeben werden, sowohl für diese, als auch für Bretter und Schindeln, welche das Dach decken. Letztere müssen mindestens dreidoppelt gelegt werden, um den Regen nur einigermaßen abzuhalten und man braucht zu einem gewöhnlichen Dach 6 bis 12000 Stück. Der eingeborne amerikanische Farmer versteht sie gewöhnlich selbst zu machen, der eingewanderte aber muß für 1000 Stück 2½ bis 3 Dollar bezahlen. Die Bretter zum Fußboden und zum Dachboden kosten gewöhnlich nur 1 Cent pro □Fuß. Sägemühlen finden sich in den waldreichen Gegenden des Nordwestens überall und es macht keinen Unterschied, ob der Farmer Tannen-, Fichten-, Eichen- oder Nußbaumbretter nimmt, da der Sägemüller alle diese Bäume, für die er nur das Schlaggeld bezahlt, in der Nähe hat. Man findet diese rohen, noch mit der Rinde bedeckten und mit Lehm ausgeschmierten mit Schindeln gedeckten Blockhäuser auf allen weit westlichen Farmen; denn andere Bauarten, als: von festgestampftem Lehm oder Pease, von Prick oder Backsteinen, von Fram oder Brettern und von Feldsteinen sind viel theurer. An einem sanften Abhange unfern von der Wolga und etwa drei Meilen von der Mündung der letzteren in den Turky entfernt, stehen zwei, von Mecklenburgern erbaute Blockhäuser, welche — vielleicht die einzigen in der ganzen Union — mit dem Stroh der langen Gräser gedeckt sind. Es

finden sich nicht allein an den, gewöhnlich schwer zugänglichen Ufern der Flüsse, sondern auch vielfach an den Abdachungen der Berge, natürliche Steinbrüche. Dieselbe liefern das Material zu den Kaminen; doch giebt es auch manche Farmhäuser, wo durch einen großen, mit Ein- und Aufsätzen versehenen eisernen Ofen (die Hauptfabriken derselben sind in Cincinnati) die Heizung wie das Kochen besorgt wird. Dies ist der liebenswürdige Wohnsitz des westlichen Farmers, wo er meilenweit von menschlichen Wohnungen entfernt nur selten einen andern Menschen sieht. Nächst dem Wohnhause ist das dringendste ein Rauchhaus, um das Fleisch zu räuchern. Scheunen sind entbehrlich, da viele Farmer das Korn gleich vom Felde in die Dreschmaschine bringen und in Säcke thun, welche sie dann theils verkaufen, theils aber auch zu ihrem Bedarf in das Haus stellen. Ställe halten manche Farmer ebenfalls für überflüssig, vielleicht in der Meinung, daß das Vieh sich allmählig auch an die größte Kälte des Winters gewöhne. Im Frühjahre und Sommer bleibt dasselbe durchweg im Freien und es ist ein sehr ermüdendes und dabei ungesundes Geschäft des amerikanischen Farmers, früh Morgens, wenn noch starker Thau auf den Halmen und Gebüschen liegt, und sonst jedesmal, wenn er ein Stück Vieh gebraucht, dasselbe im Wald und Prärie zu suchen und nach Hause zu treiben — ein Geschäft,

was er nur zu Pferde abmachen kann, wenn er nicht oft den ganzen Tag dabei verlieren will.

Die nächste Arbeit besteht demnächst im Klären des Ackerlandes oder, wo dies geschehen ist, im Einfenzen desselben. Das letztere ist das schwerste Stück Arbeit. Er sucht sich im Herbste oder Winter recht dickes und vor allem gut spaltendes Eichenholz aus und wenn er die Bäume gefällt, auf 10 Fuß gekürzt und nach dem Orte des zu errichtenden Fenz-Zaunes hingeschleift hat, spaltet er dieselben mit Keilen und Schläger in Stangen von 3 bis 4 Cubikzoll. Die Amerikaner, welche von Jugend auf mit Handhabung ihrer Art (dieselbe ist viel flacher als die europäische, sehr stark mit Stahl und mit einem gewundenen Stiel versehen und abgerundet geschliffen) vertraut sind, machen oft in sechs Tagen ein tausend solcher Fenzriegel, während der Einwanderer in derselben Zeit mit aller Anstrengung kaum die Hälfte machen wird. Diese Riegel werden in stumpfen Winkeln übereinander gelegt bis zu der legalen Höhe von fünf Fuß. Ist die Fenz niedriger, so haftet der Besitzer von Vieh nicht für den Schaden, welchen dieses auf dem eingefenzten Felde anrichtet. Man kann sich denken, welche Arbeit dazu gehört, um so einige Acre einzufenzen und dabei muß eine solche Fenz alle 5 bis 7 Jahre erneuert werden. Wird nun ein fruchtbares Präriefeld, welches früher Waldland war,

bestellt, so bedient man sich des großen Prärie-Pfluges, ähnlich unserem großen Haacken, der ganz vom besten Stahle gemacht ist und von fünf Joch Ochsen gezogen wird. Er ist darauf berechnet, daß er dicke Baumwurzeln und altes Gesträuch durchschneidet. Dieses Aufbrechen des Urbodens muß in der heißesten Jahreszeit, im Juli und August geschehen, damit die heißen Sonnenstrahlen alsbald Gräser und Strauchwerk versengen. Dann wird das Land im nächsten Frühjahre wiederum gepflügt, geeggt und besaamt, so daß der Farmer die erste Ernte allerfrühestens am Ende des zweiten Jahres erhält. Den reinen Boden zwischen den starken Stämmen des geklärten Landes kann man jedoch sofort mittelst eines kleineren Pfluges umbrechen und besaamen. Der humusreiche Boden, von den heißen Sonnenstrahlen belebt, bringt gewöhnlich eine sehr reiche Ernte. Aber außer dem Wild und dem vielen Ungeziefer (besonders Erdflöhen) thun ihr die vielen Regengüsse im Frühjahr und Sommer, so wie die Winterkälte vielen Abbruch. Da die Sonnenstrahlen auch im Winter hier sehr heiß sind, so schmelzen sie gewöhnlich allen nach Süden gelegenen und selten über einen Fuß hohen Schnee weg, und wenn dann bei bedecktem Himmel der Nordwestwind eine starke Kälte herbei führt, friert das an den südlichen Abhängen gelegene Kornfeld leicht aus. Deßhalb ist es besser, insbesondere die Weizenfelder an den nach

Norden zu liegenden Abhängen anzulegen. Hafer wird wenig gebauet, da sich die Pferde gewöhnlich mit Heu und, bei schwerer Arbeit, allenfalls noch etwas Mais begnügen müssen, Roggen noch weniger; dagegen ist der Gerstenbau in den Gegenden, wo unsere Bierliebenden Landsleute zahlreich sind, sehr gestiegen und gilt der Bushel der Gerste gewöhnlich einen halben Dollar. Der Mais, hier indianisches Korn genannt, der auch am meisten gebaut wird, kann das Klima am besten vertragen. Ebenso muß man solche Stellen vermeiden, wo die hier zu Lande oft so starken Regengüsse leicht die ganze Saat mit fortnehmen können.

Der hohe Preis des Tagelohns mußte das Maschinenwesen hier zu einer besonderen Höhe und Ausdehnung bringen. Der Amerikaner arbeitet nicht dauerhaft, sondern billig, nicht solide, sondern nur für's Auge. Daher bedienen sich auch z. B. die Schuster, Klempner ꝛc. anderer Werkzeuge als in Europa gebräuchlich sind. An Auswärtige, namentlich Eingewanderte, verkaufen sie Röcke und Stiefeln, die nicht selten schon vierundzwanzig Stunden, nachdem man sie getragen hat, wieder auseinander gehen. Flickarbeiten sind unbeliebt, theuer und daher auch selten. Ueberall aber wo es nur irgend geht, wendet der Amerikaner Maschinen an. Nagelschmiede kennt man hier nicht, denn man braucht nur durch Maschinen geschnittene Nägel, welche unten stumpf, mit

einem kleinen Kopfe oben versehen und äußerst billig sind. Ihr Schnitt ist viereckig schräge und sie gehen leicht ins Holz. Die Tischlerarbeit wird fast ganz mit Maschinen gemacht und die eingewanderten Tischlermeister sind daher fast überall gezwungen, in solchen Anstalten als Handarbeiter zu arbeiten, bis sie selbst das Vermögen haben, eine solche anzulegen. Waschmaschinen sind sehr gebräuchlich, sie ruiniren aber die leichte, baumwollene Wäsche. Der Dampf-Pflug hat sich nicht bewährt, ebensowenig wie sich Näh- und andere Maschinen bewährt haben, wohl aber der Satz: est modus in rebus, sunt certi denique fines. Auch die Säe- und Mäh-Maschinen sind nur auf mehr ebenem Boden zu gebrauchen. Der Nordwesten ist aber größtentheils sehr stark gebrochen. Dagegen sind die Dreschmaschinen durchweg gebräuchlich. Sie ruiniren zwar das Stroh, aber dieses wird hier nicht gebraucht, weder zum Decken noch zum Düngen, indem der Dung hier, gleich wie das schönste Holz, eine Last ist, für deren Wegräumung man bezahlt. Weil aber eine solche Dreschmaschine an 200 Dollar kostet, so leihen sich die meisten Farmer dieselbe von einem Besitzer gegen gewisse tägliche Procente. Eine eigenthümliche Arbeit des westlichen Farmers besteht in dem s. g. Vorbrennen, welches nothwendig ist, damit er seine Saaten und die dieselben einfriedigenden Fenzen vor dem Verbrennen rette. Die kleinen cultivirten und

eingefenzten Stellen der Farmen (dort wird nämlich, umgekehrt wie bei uns, nicht das Vieh gegen den Acker, sondern dieser gegen jenes eingezäunt) liegen wie kleine Punkte, wie Oasen in der Wüste in den sie umringenden weiten, wilden Feldern umher. Letztere sind, je nach der Fruchtbarkeit des Bodens, mit dünnerem, aber auch mit ganz dichtem, zum Theil sehr hohem, rohrartigem Graswuchse bedeckt, welcher durch die Hitze des Sommers gegen den Herbst gelb und trocken wie Stroh wird, und so leicht, wie dieses brennt. Macht nun ein Jäger auf der Prärie oder in einem lichten Gehölze, welches den Graswuchs zuläßt, sein Feuer an, oder zündet ein Farmer nachlässiger oder böswilligerweise diese weiten Strohfelder an, so verbreitet sich das Feuer bei starkem Winde mit rasender Schnelligkeit nach der Gegend hin, wohin der Wind geht, und bringt Fenzen und Saaten, ja Häuser, Menschen und Vieh, selbst bisweilen den schnellfüßigen Hirsch in Gefahr des Verbrennens. Diese Gefahr beseitigt der Farmer dadurch, daß er dem Feuer seine Nahrung entzieht, indem er im Frühjahr oder Herbst an einem stillen Tage, wo der Wind von seinem Felde absteht, das Gras entzündet und wegbrennt. Es ist jedoch Sitte, daß er davon, will er anders nicht für den Schaden haften, die benachbarten Farmer, denen das Feuer zulaufen kann, in Kenntniß setzt, wo diese dann bei der Windstille oder dem geringen Winde leicht im Stande sind, das

Feuer, falls es ihren Fenzen gefährlich werden sollte, zu bewältigen, oder auch — was noch sicherer ist — gleichzeitig dagegen vorzubrennen. Denn bei Windstille glüht das Feuer in den dürren Gräsern und Gebüschen oft Tagelang fort, bis es bei entstehendem Winde sich plötzlich wieder zu einem stürmischen Feuermeer erhebt. Sind die am Rande der Waldungen stehenden Bäume durch solche, oft wiedergekehrten Feuer getödtet und ausgedörrt, so gerathen sie nicht selten bis zum Gipfel in Brand, und es entstehen dadurch jene furchtbaren Waldbrände, welche sich erst durch ein Gewässer aufhalten lassen, ganze Wälder in weite Prärien verwandeln, dabei aber dem Beobachter ein furchtbar schönes Schauspiel gewähren, wo es

dampfet und siedet und brauset und zischt,

wo es donnert und knistert und ächzet und kracht, als ob gigantische Erd-Dämone sich im furchtbarsten Kampfe mäßen.

Man denke sich hohe Berge und tiefe Thäler von Feuer. Unten eine weite ununterbrochene Gluthmasse, darüber eine zweite kolossale Feuerstufe. Hoch ragen die Riesen des Waldes über das niedere Feuermeer empor, gleich belebten Wesen sich windend und vor der Hitze bald hierhin, bald dorthin sich neigend, bis sie von der Wurzel bis zum Gipfel eine einzige hohe Feuer-Säule mit Flammen-Armen bilden und endlich mit donnerndem Krachen in dem Gluthmeere

verſchwinden, unter einem dichten Regen feuriger Kohlen und kniſternder Funken, während oben darüber das ganze Firmament in dichten ſchwarzen Rauchwolken wallt.

Das Volk.

Das Leben in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ist ein von dem europäischen so durchweg verschiedenes, das Kennen und richtige Verstehen desselben aber seit den, in neuerer Zeit zwischen beiden Hemisphären immer verbreiteter und inniger gewordenen Beziehungen so wichtig geworden, daß diejenigen, welche Beiträge zu letzterem liefern, sich ein um so größeres Verdienst erwerben, als der größte Theil der Literatur über Amerika, aus einer Speculation oder Interesse hervorgegangen, dasselbe in falschen Farben dargestellt hat, und es dem, der die Wahrheit sucht, um so schwieriger macht, dieselbe aufzufinden. Schon der noch immer wachsende Strom der Auswanderung nach jenem Welttheile beweiset, daß das allgemeine Urtheil über denselben ein irriges und zwar ein viel zu günstiges ist, und die Frage, welche man häufig aufwerfen hört: wann endlich jener Strom ins Stocken gerathen werde? — läßt sich wohl nur dahin beantworten, daß dies erst dann der Fall sein wird, wenn eine richtige Kenntniß

nordamerikanischer Zustände allgemein geworden sein wird. Diesen lobenswerthen Zweck haben sich die, bei G. H. Wigand in Göttingen in einzelnen Heften herauskommenden, von hochgebildeten politischen Flüchtlingen Deutschlands dort geschriebenen „Atlantischen Studien" gesetzt, und sie werden ihn erreichen, wenn sie die Verbreitung gewinnen, die sie verdienen. In einem Lande, wo die Tischrückerei florirt und die Onkel-Tomheit grassirt, muß man freilich das Gegentheil befürchten. Wir entsinnen uns nicht, je einen schlechteren Roman gelesen zu haben, als „Uncle Tom's Cabin" der Mrs. Beecher Stove, aber — habent sua fata libelli. Er ist als Roman langweilig, als Darstellung unwahr, — ein bloßes abolitionistisches Product der im Ganzen so jämmerlichen Presse, zu nichts anderem geeignet, als etwa einen sentimental-religiösen Kitzel zu befriedigen.

So unbedeutend dieses Buch an sich ist, so bedeutend ist der Umstand, daß dasselbe nicht allein in Amerika, wo es durch die dort praktische Sclavenfrage, die es tendentiös behandelt, doch noch ein lebendiges Interesse haben kann, sondern selbst in Deutschland eine solche Sensation gemacht und eine so große Verbreitung gefunden hat. Ein trauriges Indizium! — —

Um aber wieder auf unsere „Atlantischen Studien" zurückzukommen, so können wir den Regierungen,

welche die nachtheiligen Folgen dieser maßlosen Auswanderung erkennen und fürchten, nur anrathen, die Verbreitung derselben zu begünstigen, da sie ein ebenso klares als wahres Bild transatlantischer Zustände vor die Augen des Europäers bringen — das beste und zugleich wohl das einzige Mittel, die blinde und tolle Auswanderungssucht zu heilen.

Jeder Band enthält am Ende eine Menge Auszüge aus der amerikanischen Tagespresse, welche besonders dazu dienen, das dortige Leben zu veranschaulichen, und ihre Ausführungen thatsächlich zu belegen.

Da nun aber die große Mehrzahl der Auswanderer kein wissenschaftlich gehaltenes Buch liest, noch weniger anderthalb Thaler dafür ausgiebt, sich vielmehr an die billigen „Rathgeber", „Führer", „Katechismen" u. s. w. hält, welche so zahlreich aus den Fabriken unserer Auswanderungs-Literatur hervorgehen, so wäre es in der That wünschenswerth, wenn unsere Zeitungen, statt mit ihren Wassersuppen über Zolleonferenzen, türkischen Fragen, Kirchen- und anderen Tagen und Nächten u. s. w. den Magen zu verderben, passende Auszüge aus jener Zeitschrift, und damit dem Leser eine ebenso belehrende als unterhaltende Lectüre brächten.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf den Mißbrauch aufmerksam machen, welcher mit Privatbriefen getrieben wird, die nicht selten durch deren

Abdruck in öffentlichen Blättern leider eine weite Verbreitung erhalten und von den diesseitigen Lesern gewöhnlich wie ein Evangelium geglaubt werden. Es hat damit nämlich gewöhnlich folgende Bewandniß. Der Europäer fühlt sich nach seiner Ankunft jenseits des Oceans völlig verlassen. Freunde und Verwandte, mit denen er hinüberging, fallen bald von ihm ab. Egoismus und Selbstüberschätzung treiben sie, ihren eigenen Weg zu gehen. Sie sehen sich daher bald unter lauter fremden Menschen, deren Sprache sie nicht einmal verstehen, völlig verlassen und auf sich selbst angewiesen in einer Sphäre, wo sich alles nur um „Geschäfte" und Geld dreht und welche bald auf sie selbst ihren Einfluß ausübt. Oft werden sie durch Betrug, heimlich oder auch gewaltthätigerweise ihres Vermögens beraubt und zwar gewöhnlich von denen, an welchen sie vorzugsweise ihren Halt suchen — den eigenen Landsleuten. Man sieht in Amerika nur zu oft an den europäischen Ausgewanderten, wie sehr die „Freiheit" mißverstanden wird und wie wohlthätig strenge Gesetze und Sitten für die Mehrzahl der Menschen sind. Denn die schlimmen Leidenschaften und Neigungen, die hier durch dieselben gezügelt werden, entwickeln sich dort alsbald bei der schlechten Polizei und dem bösen Beispiel in ihrer natürlichen Wildheit, und das um so mehr, als dieselben, während den Amerikaner wenigstens noch die Religion zügelt, zum großen Theile

ihre ſogenannten religiöſen Vorurtheile abgelegt haben, ohne den entſprechenden moraliſchen Fond zu beſitzen, und als bei ihrem dortigen Unbekanntſein, wo Niemand ſich um ſie bekümmert, ſelbſt die Schaam ſie nicht mehr von nichtswürdigen Handlungen abhält. Wie die Menſchen, ſo tritt ihnen auch Sprache und Sitte, kurz Alles fremd, kalt und widerwärtig entgegen. Dazu kommt die Einwirkung des Klimas. Nur Wenige bleiben von Magenkrankheiten (mit Folge der ungewohnten Nahrung) und vom klimatiſchen Fieber befreit, Alle aber leiden im Frühjahr und Sommer unter dem Drucke der plötzlich auf die Kälte des Winters folgenden furchtbaren Hitze. Wie wäre es möglich, daß ſich der Eingewanderte unter ſolchen Verhältniſſen ſchon in den erſten Jahren zufrieden und glücklich fühlen könnte! Das iſt ſelbſt bei denen nicht der Fall, die von Krankheiten und vom Verluſte ihres Vermögens verſchont bleiben. Es iſt ebenſo wenig bei den unverwöhnten Bauern, Tagelöhnern und ſonſtigen Handarbeitern der Fall, obgleich man immer bereit iſt zu der Behauptung, nur der verwöhnte Gebildete aus den höheren Ständen fühle ſich in Amerika nicht wohl, weil er eben verwöhnt ſei und nicht arbeiten könne und möge. Das mag bei Vielen ſo ſein; bei Allen iſt es aber nicht ſo, wie wir aus eigener Erfahrung wiſſen. Wir haben Männer in den Vereinigten Staaten geſehen, die, ſo lange ſie geſund waren, während des

Winters, so lange ihnen das Klima es erlaubte, mit großem Eifer und Zufriedenheit die Axt führten und andere körperliche Arbeiten vollführten — vielleicht zufriedener mit ihrer Arbeit, als während sie früher in Deutschland die Feder führten und ihre Facultätswissenschaften trieben, da sich auch ihr Körper dabei wohler befand.

Wir kannten zwei junge kräftige Bauersöhne aus Westphalen, die dort unter den härtesten Arbeiten und in der größten Dürftigkeit gelebt hatten. Sie hatten sich nach Amerika zu einem sehr wohlhabenden kinderlosen Verwandten begeben, der ihnen Arbeit aller Art verschaffte (wonach doch so Mancher selbst im fernsten Westen lange vergebens suchen muß, obwohl die Superklugen bei uns zu wissen glauben, man brauche nur in New-York ans Land zu steigen, um sofort so viel und theure Arbeit zu erhalten als man nur wolle). Sie hatten bei demselben außer freier Station noch allen möglichen Succurs mit Rath und That und die Aussicht, ihn dort zu beerben. Aber zu wiederholten Malen haben beide uns mit Thränen in den Augen gestanden, wie unglücklich sie sich gleichwohl dort fühlten, wie das ganze dortige Leben und Treiben sie anwidere und wie gerne sie in ihre beschränkte und arbeitsvolle Lage nach Westphalen zurückgingen.

Woher nun aber jene Briefe, die Alles in Amerika so rosenroth ausmalen und zur Nachfolge

einladen? Als wir Amerika verließen, gab uns ein Tischler einen Brief an seine Eltern mit, voll von Ausdrücken der Zufriedenheit und Lobeserhebungen, wie man sie so oft in Briefen in Umlauf gesetzt und abgedruckt findet. Aber er fügte die dringende Bitte hinzu, seinen Eltern doch ja nicht zu sagen, wie schlecht es ihm dort gehe (er hatte Arbeit genug und war noch gesund) und wie unglücklich er sich fühle, da das ja doch nichts nütze und nur seine Eltern beunruhige. Wir fragten ihn, warum er denn nicht mit seiner Familie (seine Frau fühlte sich, da sie am Klimafieber litt, begreiflich noch unglücklicher wie er selbst) zurückgehe. Er antwortete uns: einmal habe er jetzt sein Vermögen zum großen Theile zugesetzt, und dann schäme er sich auch vor seinen Bekannten, jetzt wieder umzukehren; — als ob es eine Schande wäre, sich zu irren, und die Wahrheit einzugestehen! So schwer wird es dem Menschen, seine kleinliche Eitelkeit zu besiegen. Wir machten ihn auf seine thörichte, maßlose Eitelkeit aufmerksam, aber vergebens. Andere, wie z. B. ein gewisser Bäcker Christian Wullenweber aus Hagenow im Mecklenburgischen, hatten bei solchen Briefen den selbstsüchtigen Zweck, Verwandte und Bekannte um sich zu haben, und — sich ihres Geldes zu bemächtigen. Also: Besorgniß, die Angehörigen zu betrüben, Eitelkeit, Annehmlichkeitssucht und schmutziger Eigennutz sind gewöhnlich die Quellen, aus denen jene Briefe fließen. Dazu kommt

aber, daß gar Viele schon in den ersten Wochen, wo ihnen noch Alles aus der Ferne und in dem Lichte ihrer mitgebrachten Hoffnungen erscheint, ellenlange Briefe über Amerika schreiben, ohne noch das mindeste davon zu kennen, während manch' Anderer, dem es gelang, dort alsbald gut bezahlte Arbeit zu erhalten, indem er hier daran Mangel hatte, blos dieses einen Grundes wegen sich zu ebenso maßlosen als unbegründeten Lobepisteln hinreißen läßt, welche sich oft nur auf die Lügen ihrer werthen Landsleute stützen, die sie erst betrügen, um sie nachher auszubeuten.

Der Zustand der Presse ist charakteristisch für ein Land und für eine Zeit. Bei uns würden die Blätter der äußersten Partheien, der rechten wie der linken auch ohne Verbote der letztern, längst an der Schwindsucht gestorben sein, wenn nicht namentlich die ersteren noch künstlich erhalten würden. Nur die constitutionellen Blätter der s. g. Mitte mit ihren Handelsberichten, Marktpreisen, und Anekdoten haben noch so viel Verbreitung, daß sie ihre Kosten decken. Warum? Nun, eben weil unsere Zeit eine mittelmäßige ist. In Amerika ist der Zustand der Presse ein ganz anderer. Die Presse ist hier nichts als Gegenstand der Speculation. Viele Zeitungen werden zwar auch künstlich erhalten, aber nicht einer Idee, sondern des „Geschäfts" wegen. Sie schießen hier und dort wie die Pilze hervor; manche verschwinden

freilich ebenso schnell wieder, als sie erschienen sind, aber im Ganzen giebt es hier davon eine Legion und jeder kleine Ort hat mindestens *ein* eigenes Blatt. Das hat mehrere Gründe. Einmal hat das Volk, also jeder Einzelne, hier politische Berechtigung; dann existirt hier kein Verbot, keine Cautionen und keine Censur, sondern unbeschränkte Preßfreiheit und, was die Hauptsache ist, die Politik und die politische Berechtigung des Einzelnen ist Geschäftssache und Gegenstand der Speculation. Sodann aber liest der Amerikaner (Ausnahmen verstehen sich von selbst; aber es sind eben nur seltene Ausnahmen) nichts als Gebetbücher, Romane und vor allen Dingen Zeitungen. Das ist seine ganze Literatur. Wissenschaftliche Werke haben nur einen äußerst kleinen Leserkreis — sie sind fast ausschließlich für die Professionisten der Wissenschaften. Endlich arbeitet der Amerikaner zwar, wenn es sein muß, mindestens ebenso stark, ja stärker, als der Europäer, aber nicht so anhaltend; er will auch speculiren, selbst der geringste Handarbeiter, und dazu bedarf er der Muße und — der Zeitungen.

In der kleinen Stadt Du Buque in Jowa existiren außer einer deutschen Zeitung drei amerikanische: „Tribune“, „Herald“ und „Miners Express“. Eine Nummer der letzteren liegt vor uns, und da das den Charakter der amerikanischen Tagespresse am besten zeigt, wollen wir dieselbe dem Leser näher

beſchreiben. Sie führt unter einem Bilde, welches einen Theil der Stadt mit Emblemen des Handels und der Landwirthſchaft darſtellt, das Motto

For truth, we sink our shaft: — We drift upon the vein of principle —

was ganz richtig iſt, wenn man unter truth nur money und unter principle nur business verſteht. Sie enthält 8 volle Spalten und iſt noch einmal ſo groß als unſere gewöhnlichen Zeitungen. Da iſt zuerſt eine lange Rubrik „Professional Cards“ worunter ſich ein halbes Dutzend Aerzte und ein Dutzend Advokaten, ſo wie endlich noch andere Geſchäftsleute anzeigen und empfehlen. In der zweiten Rubrik „Hotels“ empfehlen ſich ein halbes Dutzend Gaſthofsbeſitzer. Die dritte Rubrik enthält als „Du Buque Business Directory“ die Wohnungsanzeigen von Officen, Hotels, Kirchen und allen Arten öffentlichen und Privat-Geſchäfts-Localen. Unter der vierten Rubrik „Business Cards“ kommen wieder Empfehlungen von Kaufleuten und anderen Geſchäftsmännern, welche häufig mit der ſtereotypen Redensart ſchließen: „come and try me“ (komm und ſtell mich auf die Probe). Jetzt plötzlich kommt, vielleicht des Contraſtes wegen, die Rubrik „Poetry“ mit jämmerlichem Gereimſel, gewöhnlich von ſentimentalen Ladys. Hier eine Probe davon:

Wake little child, the morn is gay,
The air is fresh and cool;

Wake little child, and kneel to pray,
Before you go to merry play
Before you go to school.
(Wach, kleines Kind, der Morgen ist munter,
Die Luft ist frisch und kühl;
Wach, kleines Kind, und knie zum Beten,
Bevor Du gehst zum lustigen Spiel,
Bevor Du gehst zur Schule.)

Nun kommt eine lange Geschichte von der Kaiserin Josephine. Demnächst Briefe von „Freunden", deren Lebenslauf und Verdienste oft pomphaft und weitschweifig voraufgeschickt werden, und Geschichten über alle möglichen Dinge. Jetzt plötzlich hören aber die Rubriken auf und es folgt nun in wilder Unordnung: Erzählungen, Empfehlungen von Wahl-Candidaten, Berichte über Wahlen, Lobhudelei der Whig's und des Whiggismus (natürlich wenn und dieweil es ein Whig-Blatt ist) und Bekämpfung und Beschimpfung der amerikanischen Demokraten und Demokratie, Nachrichten vom Congreß in Washington und andern Congressen, aus dem für den Amerikaner so interessanten Californien, über Unglücksfälle und Verbrechen, über Handel und Industrie, untermischt mit vielen, oft höchst kindischen Anecdoten. — Dies der Inhalt der beiden ersten Seiten des Bogens. Die andere Hälfte des Blattes nehmen nun bloße Geschäfts-Annoncen ein mit oft höchst lächerlichen und fabelhaften Anpreisungen, Zeugnissen und all dem Zubehör nordamerikanischen Humbugs. Charakteristisch ist dabei auch das Mahnen der Redaction

an Abonnenten und Patrone, z. B.: „We hope, our friends will be on hand with their smal change. A word to the wise is sufficient.“ — (Wir hoffen, unsere Freunde werden mit ihrer Scheidemünze bei der Hand sein. Ein Wort ist für den Weisen genügend.)

Das ist ein getreues Bild der meisten amerikanischen Zeitungen, deren Redacteure oft nicht halb so viele Kenntnisse und Bildung besitzen, als unsere gewöhnlichen commis voyageurs. In den großen atlantischen Seestädten, wo überhaupt mehr Europäisches Leben herrscht, findet man freilich etwas bessere Zeitungen mit mehr wirklicher Politik und europäischen Nachrichten. Die beste davon ist wohl die „Newyork Tribune.“

Was nun die deutsche Presse dort anbetrifft, so ist der Zustand derselben im Ganzen noch erbärmlicher. In der äußeren Ausstattung aus nahe liegenden Gründen gewöhnlich schlechter bedacht, schließen sie sich, was die innere Einrichtung betrifft, gleich ihren Lesern, den amerikanischen Vorbildern mehr oder weniger an. Ein Hauptbestandtheil derselben besteht in Schimpfen auf andere deutsche Blätter, namentlich desselben Orts, theils aus Brodneid, theils aus Speculation, weil der größte Theil ihrer Leser dergleichen verlangt und gerne liest. Die Redacteure sind häufig verdorbene Buchdrucker-, Uhrmacher-, Schneider- und andere Gesellen. Da ist z. B. in vielen Städten ein

„Demokrat"; da ist „Der Lügenfeind", „Der Antipfaff", „Freie Blätter", „Tribüne" u. s. w. Jede politische, sociale und religiöse Partei hat hier ihr Zeitungsorgan, selbst die Shaker und die Mormonen. Hier hat der Communist Cabet seine „Tribune" und der Schneidergeselle Weitling seine „Republik der Arbeiter". Die Redacteure eines Blattes, mit Ausnahme der Letztgenannten, dürfen regelmäßig keine eigene Meinung haben, vielmehr verlangen die Abonnenten und Patrone desselben, daß sie ihre blinden und willenlosen Werkzeuge seien.

Das beste deutsche Blatt ist ohnstreitig der von dem, auch in Europa bekannten, H. Börnstein, redigirte „Anzeiger des Westens" in St. Louis — besser als die in Newyork erscheinende „Deutsche Schnellpost" von K. Heinzen und die „Staatszeitung" von Neumann.

Gewöhnlich besitzt eine Zeitung in Amerika ihre eigene Presse oder job office, und in vielen Städten ihre eigenen Agenten.

Schließlich stimmen wir aus voller Ueberzeugung in das Urtheil der „Atlantischen Studien" über die amerikanische Presse ein. „Die Presse ist in Amerika nur ein Geschäft, und zwar unter den Deutschen meist ein sehr erbärmliches. Vorwürfe geschäftlicher Unredlichkeit, des Diebstahls, des Betruges und des Humbugs sind in Amerika ausnehmend gebräuchlich (denn man kann sich hier gar nicht vorstellen, daß in Literatur, Kunst und Politik irgend etwas der

Sache selbst wegen gethan werde); sie schaden aber nichts, denn die Presse hat alle Schneide verloren; ja, man kann behaupten, daß keine Censur in der Welt die Presse mehr ruinirt hat, als sie in Amerika durch das Volk und durch den Mißbrauch herabgebracht ist." —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wir sind zu einer Reihe dunkler transatlantischer Gemälde gekommen, welche zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, aber aus dem Streben hervorgegangen sind, dem Europäer möglichst treue und wahre Bilder zu liefern. Wenn es schon schwer ist, das Vorurtheil eines einzelnen Menschen zu besiegen, so ist es doch noch unendlich viel schwerer, ein allgemeines, eingewurzeltes, angenehmes Vorurtheil eines ganzen Volkes zu bewältigen. Der Arme sieht jenseits des Oceans das Ziel seiner Leiden und den Lohn seiner Mühen, den Schwärmer zieht es mit einer oft krankhaften Sehnsucht hinüber über das weite Meer, wo er die Verwirklichung seiner Ideale träumt, sie alle, die hier mühselig und beladen sind, hoffen dort — was sie wünschen. Wer mag es ihnen so sehr verargen, daß sie sich an die lügnerischen Producte einer feilen Presse anklammern und der nackten, traurigen Wahrheit ihr Ohr verschließen, um nicht ihren schönen Hoffnungen und Träumen für immer zu entsagen! Wir wissen das Alles wohl, wir wissen auch,

daß der Verleger von dem Schriftsteller, der über Amerika schreibt, verlangt, daß dieser vor allen Dingen die Schattenseiten bei Seite lasse — weil der meiste Leser nicht aus seinen angenehmen Vorurtheilen geweckt sein, weil er keine wahre, sondern eine angenehme, unterhaltende Lectüre will — selbst in praktischen Dingen, wo er Belehrung sucht. Aber ein Diogenes müßte die Lichtseiten hier mit der Laterne suchen und er würde sie wohl noch weniger finden, als der alte Athenienser den Menschen, den er suchte, fand. Das, was man gewöhnlich hier sucht, eine veredelte Menschheit, ist hier am wenigsten zu finden. Die Menschen sind hier alles Mögliche, nur nicht — Menschen in dem edleren Sinne jenes Weisen von Sinope.

Unsere Zeit ist weder conservativ, noch destructiv, weder monarchisch noch republikanisch, weder katholisch noch protestantisch — sie ist wesentlich materiell und constitutionell. Wir wollen den Zusammenhang zwischen Materialismus und Constitutionalismus hier nicht näher nachweisen, nicht, weil es schwer wäre — es ist vielmehr sehr leicht und drängt sich dem nicht beschränkten Beobachter von selbst auf — nicht, weil, wie wir wissen, wir die allgemeine Meinung gegen uns haben und mit gewissen Ausführungen in ein Wespennest stoßen würden; denn wer allgemeine Vorurtheile bekämpfen will, darf den Kampf nicht scheuen und die Menschen nicht fürchten; nein, allein deshalb,

weil dies hier zu weit führen würde und weil wir überdies von vorne herein die europäische Politik von diesen Bildern ausgeschlossen haben. „Nec vituperare licet, nec laudare possum“ sagt Tacitus. Vergleichungen und Nutzanwendungen kann der Leser selbst machen. Eine gewisse Classe Menschen, die mit den Wespen nur das Gift gemein haben, ohne die Schärfe ihres Stachels zu besitzen, sind schon unausgesetzt bemüht gewesen, uns hinterlistigerweise mit ihrem verläumderischen Gift zu bespritzen. Daß sie mit ihren kleinen Köpfen und verschrumpften Herzen Männer nicht begreifen können, welche nur nach Grundsätzen, nicht nach Interessen handeln und deshalb ihren eigenen, wenn auch freund- und freudelosen Weg gehen, ist begreiflich; aber wenn es ihnen auch gelang, uns materiell vielfach bei dem unwissenden Volke und sonst zu schaden, so ist es ihnen doch nie gelungen, uns unseren Humor zu nehmen, oder gar uns selbst zu verwunden, da wir dagegen durch den undurchdringlichen Panzer der gründlichsten Verachtung geschützt sind. Es ist dieselbe Sorte, zu welcher einst der Geist also sprach in Laodicea (Offb. Joh.): „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“

Was verlangt man überall und so allgemein? Preßfreiheit und Wahl-Kammern, Gewerbefreiheit und

Handelsfreiheit. Die Segnungen der ersten haben wir bereits kennen gelernt; die der beiden letzteren sieht man schon jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, und man wird sie in noch weit erschreckenderer Weise dereinst sehen und dann nicht mehr übersehen, wenn das Land mehr bevölkert ist und die Billigkeit des Grund und Bodens ihre Wirkungen nicht mehr abzuleiten vermag. Die freie Concurrenz macht schon jetzt unter den vorliegenden Verhältnissen den Arbeiter zum Sclaven des Geldes und setzt ihn in eine viel schlimmere Lage, als die ist, worin sich der schwarze Sclave des Südens befindet. Freiheit ist ein schönes, aber auch ein viel gemißbrauchtes Wort. Frei ist hier nicht der Mensch, sondern allein der Geldsack. Die persönliche Freiheit ist nirgends mehr beschränkt, als in den Vereinigten Staaten. Besteigst Du einen Omnibus, oder ein anderes Vehikel, so mußt Du, sobald sich irgend eine beliebige „lady" ebenfalls dazu anschickt, ihr Deinen besseren Platz abtreten (wie an den Tafeln in den Gasthäusern), ja, ganz zurückbleiben und Dein Geld dazu im Stiche lassen, wenn kein Raum mehr vorhanden ist. Kommst Du z. B. nach 10 Uhr Abends von einer stürmischen langen Reise über den Erie-See müde, hungrig und durstig — weil Du nicht in der Cajüte warst, wo Essen und Trinken gegeben wird, sondern der Billigkeit des Preises wegen in der Stearage, wo Dir Dein mitgenommener Vorrath längst ausging — in Sandusky

an, und forderst zu essen und zu trinken, so zeigt man stumm auf einen großen Wasserkrug und antwortet Dir vielleicht auf Deine wiederholte Frage: zu solchen Dingen sei es zu spät. Die Sitte verbietet es — die reichen Cajüten-Passagiere sind befriedigt, um die armen Zwischendeck-Passagiere bekümmert man sich nicht. Kommst Du auf der Reise in ein Wirthshaus und willst Dich restauriren, so hat der Temperance-Unsinn alle starken Getränke daraus verbannt und man bietet Dir Wasser. Willst Du Sonntags in Deinem Hause auf einem Clavier oder anderen Instrumente spielen, so verbietet dies der Sonntagszwang mancher Staaten, wie er fast überall jedes Geschäft und jedes Vergnügen am Sonntage verbietet. Gegen Caution bleibt auch der Mörder auf freiem Fuße; der Arme wird bei der geringsten Beschuldigung in die yail (Gefängniß) gebracht — denn Armuth ist hier das größte Verbrechen. Du darfst keine, dem souverainen Volke unliebsame, wenn auch noch so anständige Kleidung tragen, willst Du anders Dich nicht Insulten aussetzen, und trägst Du gar einen unliebsamen Schnurrbart, so riskirst Du, daß er Dir auf öffentlicher Straße abgeschnitten wird. So erging es einem Auswanderer aus Schweinfurth in New-York, mit dem wir die Reise nach „dem Lande der Freiheit" zusammen gemacht hatten. Was Dir aber Gesetz und Sitte noch an Freiheit lassen, das ist bei mangelnder hinreichender Polizei-

gewalt ganz der Willkür jener Banden anheimgegeben, von denen wir später sprechen wollen und die man hier mit dem Namen Loafer bezeichnet.

Worin besteht denn aber die so viel gerühmte amerikanische Freiheit? Außer der Freizügigkeit und der Gewerbe- und Handelsfreiheit in der Freiheit der Menschen, ihre Beamten zu wählen. Aber wie macht sich diese Freiheit praktisch? Du mußt Dich zuvörderst einer der beiden großen Parteien, den Whigs, oder den s. g. Demokraten anschließen, wenn Deine Stimme überall beachtet werden soll. In den Wahl-meetings wirken Geld und oft selbst brutale Gewalt. Wo bleibt hier Dein souverainer Wille, Deine freie Meinung? In den beiden Hauptparteien aber herrscht wiederum das Geld, dem auch fast die ganze Presse unterworfen ist. So wirst Du nie Deinen Candidaten, nie Deine eigene, freie Meinung durchsetzen können, es sei denn, nachdem Du sehr reich geworden bist, mittelst Deines Geldes. Materielle Unabhängigkeit ist die Grundbedingung aller moralischen Freiheit; beide aber sind die Grundbedingungen jeder **gedeihlichen** politischen Freiheit. Aber

> Hat der Arme eine Freiheit, eine Wahl?
> Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
> Für Geld und Stiefeln seine Stimm' verkaufen.

In der „freien Republik" ist allein der Reiche wirklich frei; denn er kann mit seinem Gelde Alles machen,

was er will, und Alle dienen demselben. Allgemein ist hier nur die Freiheit, sich gegenseitig zu betrügen, und davon wird denn auch allseitig der umfassendste Gebrauch gemacht. Im Kampfe mit den Anforderungen der Sinnlichkeit, den nothwendigen Bedürfnissen des Körpers wird regelmäßig die Tugend unterliegen; denn da der Mensch vorzugsweise ein sinnliches Wesen ist, ist auch der Hunger stärker, als das schönste Princip, und weil unsere Systemmacher und Principienreiter diesen principlosen, unlogischen, unpoetischen Hunger außer Acht lassen, weil sie gewöhnlich den Menschen so wenig kennen, als die Menschen, können sie wohl damit Aufsehen, Geld, Partei machen, nur keine Praxis. Aber auch sonst bedarf der schwache, sinnliche Mensch besonderer Motive zu moralischen Handlungen, und zwar um so mehr und um so stärkerer, je größer die Macht des Geldes ist. Diese fehlen hier aber gänzlich, selbst eine derartige öffentliche Meinung, und an ihre Stelle ist der allgemeine Grundsatz getreten: Der Geldzweck heiligt jedes Mittel.

Wie bei den Wahlen, so herrscht bei der Gesetzgebung — Senat und Repräsentantenhaus — und in der Verwaltung das Geld. Wo finden wir, ruft Dickens aus, solche Massen von Gesetzgebern, die Drohungen ausstoßen, wie diese — die mit Schimpfworten und Schlägen um sich werfen, wie gemeine Kohlenträger? Jede Sitzung weist derartige Pröbchen

nach, und Schauſtücke, wie dieſe, findet man nur auf amerikaniſchem Boden. Könnte ich in dieſem Körper eine Verſammlung von Männern erkennen, welche dahin ſtreben, in einer neuen Welt die Irrthümer und Laſter der alten zu verbeſſern, die Heerſtraßen des öffentlichen Lebens zu reinigen, die Schleichwege zu Gewalt und Würden abzutragen und die Bahn darnach für die Beſten zu öffnen? Sind dies Männer, die Geſetze ſchaffen für das allgemeine Wohl und keine andere Partei kennen, als das Glück des Vaterlandes?

Ich ſah in ihnen die Räder, welche das ſchlechteſte Zerrbild einer guten politiſchen Maſchinerie, hervorgebracht durch die allerelendeſten Werkzeuge, in Bewegung ſetzen. Verächtliche Umtriebe bei den Wahlen; geheimes Einverſtändniß mit den öffentlichen Beamten; memmenhafte Ausfälle auf die Gegenpartei, vermittelſt der Dolchſtiche feiler Federn und unter dem Schirme gemeiner Zeitungsblätter; ſchmähliche Kriecherei gegen käufliche Schurken, die keinen anderen Anſpruch haben, als das Geſchäft, alle Tage und Wochen durch ihre gedungenen Lettern neue Erndten von Verderben zu ſäen — eine Saat, in Allem den Drachenzähnen des Alterthums gleich, nur nicht in der Schärfe; Unterſtützung jeder verkehrten Richtung des Volksgeiſtes und künſtliche Unterdrückung jeder guten Regung; derartiges — mit einem Worte, die ſchändlichſte Parteiwuth blickt in ihrer häßlichſten

und ſchaamloſeſten Geſtalt aus jedem Winkel des überfüllten Verſammlungsſaales hervor.

Sah ich dort die Intelligenz und Bildung — das treue, redliche, patriotiſche Herz Amerika's? Hie und da einige Tropfen ſeines Blutes und Lebens, aber ſie färben kaum den Strom der verzweifelten Abenteurer, die den gleichen Weg um des Gewinnes und Lohnes willen eingeſchlagen haben. Es iſt der Zweck dieſer Männer und ihrer ſchändlichen Organe, die politiſchen Streitigkeiten ſo ſehr in den Schlamm der Gemeinheit herab zu ziehen, daß alle Achtung und Würde mit Füßen getreten wird und jeder gefühlvolle und redliche Mann ihnen das Schlachtfeld überlaſſen muß, auf dem ſie ihre ſelbſtſüchtigen Abſichten nun ungehindert und ſiegreich verfolgen. Und alſo dauert dieſer gemeinſte aller Kämpfe unaufhörlich fort, und Diejenigen, welche in andern Ländern vermöge ihrer Intelligenz und Stellung den größten Anſpruch auf einen Sitz in der geſetzgebenden Verſammlung haben, ſchaudern hier eigentlich vor einer ſolchen Erniedrigung zurück. Ja wohl, ſo iſt es! Faſt alle ſind und werden beſtochen, ſie ſcheuen ſich nicht mehr, über ſolche vaterlandsverrätheriſche Geſchäfte Brief und Siegel zu wechſeln und wenn dieſe von einer Ausnahme auf den Tiſch des Hauſes zum Beweiſe niedergelegt ſind, nimmt die noble Verſammlung noch Anſtand, ſie aus ihrer Mitte zu entfernen, geſchweige denn, ſie zur Beſtrafung vor die

Jury zu stellen. Schimpfereien und Prügeleien, Duell- und Mord-Attentate bilden daneben die Illustrationen zu ihren gehaltlosen Reden und langweiligen Sitzungen. Besser ist's wahrlich unter Einem despotischen Herrn zu stehen, als unter tausenden von Sclaven, die frei zu sein wähnen. Abgesehen von diesen Rohheiten und Gemeinheiten ist es übrigens in England, in dem zum Ueberdruß gelobhudelten England, dieser constitutionellen Musteranstalt, nicht viel besser und das englische Parlament unterscheidet sich nur dadurch von dem amerikanischen Congreß, daß es mehr „gentleman" ist. Dieses Krämervolk, der Vater des amerikanischen, hat sich in neuerer Zeit nur zu oft unedel und schmutzig gezeigt. Der Edle sagt: res sacra miser und handelt nach seinen Worten; aber hat England nicht den unglücklichen Napoleon den Großen und später den unglücklichen Exkönig Carl X. von Frankreich schmählich genug behandelt, und noch jüngst den Exdictator der argentinischen Republik, Rosas, kaum an den „gastlichen Küsten des edlen Albion" gelandet, — einen unglücklichen, heimathslosen Greis, in der Presse, im Parlamente, überall geschmäht und beschimpft, weil er Patriot genug war, nicht der gehorsame Diener englischer Handelsinteressen zu sein? Das Wahlsystem ist nur bei einem Volke heilsam, wo mindestens die Mehrzahl nicht nur materiell unabhängig, sondern auch moralisch frei ist. Sonst löset sich die viel-

gerühmte „Freiheit" in das Recht auf, für ein paar Schillinge seine Stimme an den allein freien und regierenden Reichen zu verkaufen, ein Recht, dessen Ausübung beide depraviren muß. Die Kunst, die Parlamente zu bestechen, welche, wie ihr großer Historiker und Lobredner der englischen Verfassung, Macaulay, sagt, „unter Carl II. noch eine rohe Kunst war, die noch nicht diejenige hohe Vollendung erwarten ließ, zu welcher sie schon im folgenden Jahrhunderte gebracht wurde", haben die Amerikaner nur nachgeahmt.

Als Mr. Drumond bei Gelegenheit eines Antrages auf Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens gegen Sir F. Smith wegen der von ihm in Chatham verübten Wahlbestechungen, zu Anfang Mai v. J. im englischen Unterhause erklärte:

> „es gebe nur zwei Wege, die Menschen zu regieren: die rohe Gewalt, die sich stehender Heere und der Polizei bediene, oder der Eigennutz, den man durch Bestechung oder auf andere Weise gewinne; das letzterwähnte System herrsche in England vom Palast bis zur Hütte, und es lasse sich auf andere Weise hier nicht regieren. Das System der rohen Gewalt sei wiederum in Frankreich in Saat geschossen, aber auch das englische System der Nationalvertretung sei in Saat geschossen uud die Art und Weise, wie es bei den vorigjährigen Wahlen gehandhabt

worden, biete dem Kaiser von Oesterreich und Frankreich, dem Könige von Neapel u. s. w. eine gute Entschuldigung für ihre wenig eifrige Liebe zu den englischen Institutionen,"

wurde er von allen Seiten angegriffen wegen des „Cynismus" seiner Ansichten ꝛc. und in der Presse auf das heftigste getadelt. Und doch hatte er nur die Wahrheit gesagt, und doch hatte er Recht — wenigstens in England. Das bewies der Erfolg; denn jener Antrag auf gerichtliche Untersuchung der stattgehabten Wahlbestechungen wurde vom Unterhause mit 188 gegen 78 Stimmen verworfen. Das jüngste Benehmen Englands der türkisch-russischen „Differenz" gegenüber zeigt hinlänglich, daß Recht und Ehre hier nur Phrasen sind, welche dem souverainen Geldinteresse dienen, das man nur in einem à tout prix-Frieden sieht.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Die Zeiten eines Percy sind auch hier längst dahin:

Bei Gott! mich dünkt, es sei ein leichter Sprung,
Die leichte Ehr' vom blassen Mond zu reißen,
Zu tauchen in der Tiefe Grund, den nie
Ein Senkblei noch erreicht, um bei den Locken
Emporzuziehen die versunkne Ehre,
Dürft' er, der sie befreit, all ihre Würden
Dann tragen ohne einen Nebenbuhler —
Doch pfui! der schmählichen Genossenschaft! —

Wie traurig sieht es in Amerika mit der ganzen Verwaltung aus! Kommt an die Stelle eines demokratischen ein whiggistischer Präsident, so geht die allgemeine Aemterjagd los und die allernichtswürdigsten Mittel müssen oft dem Zwecke dienen. Da nun die Stellung dieser whiggistischen Beamten ebenfalls sehr precär ist, wenn nach Verlauf von vier Jahren ein neuer Präsident gewählt wird, so sucht jeder, vom Staatssecretair bis zum untersten Postbedienten und Richter, sein Amt auf alle mögliche Weise, selbst mittelst der größten Unredlichkeiten auszubeuten. Er dient nicht, um dem Volke zu dienen, sondern um sich auf Kosten desselben möglicherweise so weit zu bereichern, daß er am Ende seines Amtes genug hat, um ohne Arbeit leben zu können. Ein anderer bedeutender Nachtheil aber ist der, daß bei diesem steten Wechsel die Beamten nicht im Stande sind, selbst wenn es ihnen darum zu thun wäre, sich die nöthigen Fähigkeiten und Geschäftsroutine anzueignen. Dummheit und Niederträchtigkeit, vom Gelde begünstigt, führen hier das Staatsruder, und die Edelsten und Tüchtigsten können auf keine Anstellung rechnen, wenn nicht Geld oder Connexionen ihnen zu Hülfe kommen.

Wir vermögen in der That nicht, das Segensreiche solcher Dinge unter solchen Menschen einzusehen, weniger noch ein Mittel darin zu finden, das physisch und moralisch immer mehr verkommende Geschlecht zu stärken und zu veredeln. Man hat die

Vereinigten Staaten mit einem jungen Riesen verglichen, aber man hat vergessen, hinzuzusetzen, daß dieser Junge in den Flegeljahren ist, und daß nach allen vorliegenden Bedingungen nicht die mindeste Aussicht vorhanden ist, daß er je aus diesem Alter geistiger Beschränktheit, Läppischheit und Rohheit wieder herauskommen werde. Im Uebrigen wird durch Reden unter diesen Menschen Niemand bestimmt und wo das Geldinteresse aufhört, fängt die Eitelkeit an, sich breit zu machen. Man sollte in Wahrheit nicht glauben, daß es sich hier um die ernstesten, wichtigsten Dinge des Landes handle, sondern vielmehr, daß hier Vorstellungen und Wettkämpfe in der Rhetorik und Dialektik stattfänden. Man fragt auch nicht mehr: was hat er gesagt? sondern: wie lange hat er gesprochen?

Ja, Eure Reden, die so blinkend sind,
In denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Unter dem fortwährenden, rastlosen Jagen nach Geld ohne alle Rücksichten und Schranken gehen bei dieser „Canaille des materiellen Interesses“ (wie der Hallesche Professor Leo sich ausdrückt) alle anderen höheren Interessen zu Grunde. Eine Republik? Eine Musterrepublik? Ja, in dem Sinne, daß sie der Nachkommenschaft als abscheuliches Beispiel dienen wird, wie eine Republik *nicht* sein soll.

Laß Dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne.

Sie unterscheidet sich von den antiken Republiken noch weit mehr, als die Monarchien Europas. Während in jenen der Egoismus sich dem Gemeinwesen opferte, sucht in ihr jedermann das Gemeinwesen möglichst auszubeuten, während in jenen die Tugend herrschte, herrscht in ihr das Geld.

Heil dem Lande, wo es noch Institutionen und Männer giebt, die geeignet sind, dem Dämon der materiellen Interessen entgegenzutreten, der alle andern menschlichen Interessen zu verschlingen droht und immer weiter und tiefer seine dunklen Schwingen über Gottes große, schöne Erde senkt!

Es würde in der That viel richtiger sein, wenn sie auf ihrer Fahne an die Stelle der Sterne — Dollars oder auch einen Geldsack stickten. Die besseren Elemente, die namentlich politisches Exil in neuerer Zeit hierher geführt hat, gehen bald in dieser geist- und körpervergiftenden Atmosphäre unter, oder verschwinden doch in den Volkswogen, ohne eine bleibende Spur zu hinterlassen, wie kleine Flüsse im großen Weltmeere. Denn es fehlt ihnen die einzige Kraft, die hier Geltung hat die Geldkraft, und um nur soviel davon zu erringen, als zu ihrem Leben unumgänglich nöthig ist, müssen sie in derselben Rennbahn all' ihre Zeit und ihre Kräfte in ungewohnter Arbeit anstrengen, müssen sie in dem gleichen eckelhaften

Staube umherkriechen. Ueber dem Grabe ihres höheren Geiſtes wuchert bald die Wildniß oder das Stockjobberthum.

Ach, wie manch edler Geiſt iſt hier zerſtört!! — Politiſche, religiöſe und andere Partheigebilde dienen nur als Fahnen, unter denen ſich die materiellen Intereſſen gegenſeitig bekämpfen. Farbe, Nationalität, Religion, politiſche und ſociale Parthei, machen hier verſchiedene Weſen. Sie ſpalten das ganze Volk, dieſe Latrine aller anderen, in Partheien, die ſich alle feindlich gegenüber ſtehen, ohne durch ein gemeinſames Band, ohne ſelbſt durch das vielgerühmte Sternbanner vereinigt und verſöhnt zu werden. Denn ein allen gemeinſames Moment treibt ſie wieder feindlich gegen einander und überwiegt das nationale wie alle anderen Intereſſen — das Geldintereſſe. Dieſem iſt auch das Höchſte unterthan und der Menſch ſelbſt wird nur nach ihm taxirt. Auch iſt dieſe Corruption und Verworfenheit ſchon ſo angewöhnt, daß ſie alle Schaam abgeſtreift hat und in die Sprache übergegangen iſt, ſo daß man mit dem gelungenen Betruge öffentlich renommirt und als ein „smart man“ geachtet iſt, ſo daß man nicht mehr ſagt: der Mann beſitzt ſo und ſo viel tauſend Dollar, ſondern: er iſt ſo und ſo viel tauſend Dollar *werth*. Denn einen andern als den Geldwerth kennt man hier überhaupt nicht. So wird denn auch der Werth des Menſchenlebens hier verſchieden taxirt.

Tödtet ein Anglo-Amerikaner einen anderen, so kostet das dem Mörder bisweilen nur ein paar hundert Dollar nebst geringem Gefängniß, selten das Leben (je nachdem Richter und Geschworene nach ihrem Parthei- oder Geldinteresse judiciren); tödtet ein Ausländer, z. B. ein Deutscher, einen Anglo-Amerikaner, so wird er mit dem Tode bestraft, während wenn umgekehrt ein Anglo-Amerikaner einen Deutschen oder anderen Ausländer tödtet, er zuweilen mit 100 Dollar davon kömmt. Tödtet man einen freien Schwarzen, so kommt man wohl mit 50 Dollar ab, wer aber einen schwarzen Sclaven tödtet, muß sein Vergnügen, wenn es ein männlicher ist, mit 800 bis 1000 Dollar, wenn es ein weiblicher ist mit 400 bis 500 Dollar büßen. Tödtet man einen Indianer in den Vereinigten Staaten, so kommt gewöhnlich nichts danach, während die Regierung von Chihuahua gar dem Mörder eines männlichen 200 Dollar, dem Mörder eines weiblichen 100 Dollar zu bezahlt. Wie wenig die abolitionistischen Bestrebungen mit den humanistischen identisch sind, wie wenig man in dem Neger den Menschen zu achten gesonnen ist, geht deutlich aus der allgemeinen Verachtung und aus der Lage hervor, in der sich die Schwarzen in den Nicht-Sclavenstaaten befinden. Sie sind von allen Aemtern und Würden ausgeschlossen, sie dürfen nicht *gegen* einen Weißen zeugen, nicht mit diesen in Gemeinschaft auf Dampfschiffen und Eisenbahnen

fahren, nicht mit ihnen in einer Kirche beten noch auf demſelben Kirchhofe liegen, ja, nicht in demſelben Gefängniſſe mit ihnen ſitzen. Das colored people darf nicht die Titel gentleman und lady führen, den doch der lumpigſte Weiße für ſich in Anſpruch nimmt; ſie werden nigger titulirt, dem häufig noch ein damned hinzugefügt wird. Die Mulatten, obgleich ſie das Baſtardzeichen im Geſichte tragen, ſtehen dennoch etwas höher, bloß weil ſie weißes Blut in ihren Adern haben.

Die nächſten im Range ſind die Irländer und die Deutſchen, wahrſcheinlich weil ſie ohne ſonſtige achtungswerthe Eigenſchaften der Mehrzahl nach arm ſind. Die meiſten Trunkenbolde gehören ihnen an, doch während die Irländer hierin die Deutſchen übertreffen, achten jene die Landsmannſchaft und nehmen ſich ſtets ihrer Landsleute eifrig an, was von den Deutſchen keineswegs geſagt werden kann, indem dieſelben regelmäßig in einem Landsmanne nur einen auszubeutenden Artikel ſehen. Man hat das deutſche Volk in Deutſchland übermäßig gelobhudelt, ohne zu bedenken, ein wie großes Verbrechen es iſt, einem Volke zu ſchmeicheln, um es zu bethören. Ihm Tugenden anzudichten, die es wenigſtens jetzt nicht mehr beſitzt, iſt ſicher nicht das rechte Mittel, es zu beſſern. Wer ſeine Nation wahrhaft liebt, der ſchmeichelt ihr nicht, wie es die Mode erheiſcht und wie ſ. g. Patrioten es thun, ſondern er hält ihr einen klaren

Spiegel vor, unbekümmert, ob er dadurch die feilen Federn jener After-Patrioten provociren und ob er seine Popularität dadurch verlieren möge. Selbst die so oft gerühmte Redlichkeit, Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit findet man jenseits des Oceans, wo vaterländische Gesetze und Sitten, sowie eine nicht eben lare Polizeigewalt ihnen den gewohnten Halt nicht mehr gewähren, nur selten, oder doch zur Carrikatur entstellt, unter ihnen. Wir rathen jedem Gebildeten, nicht bei deutschen Gastwirthen zu logiren, da sie gewöhnlich die ärgsten Spitzbuben sind und auch nur Hefen beherbergen. Ihre boarding-houses sind gewöhnlich, während die amerikanischen Hotels sich durch Reinlichkeit auszeichnen, höchst unreinlich, und von Säufern, Banditen und Wanzen angefüllt. In der großen Gaststube, die gewöhnlich den ganzen untern Theil des Hauses einnimmt, findet man überall die Schenke (bar-room), welche jedoch regelmäßig nichts als verschiedene Arten Whisky und Brandy nebst dem beliebten „bitters“ enthält. Sie geben, wie die amerikanischen, Frühstück, Mittags- und Abendessen, gewöhnlich bestehend aus Schweinefleisch und Fischen, Maisbrod, Kartoffeln und Gemüse. Alles kommt nebst Kaffee und Thee mit einem Male auf den Tisch, und das hastige Hineinschlucken haben sie, wie das unverschämte Zugreifen, getreulich den Amerikanern nachgeahmt. Das boarding, das heißt Wohnung und Essen, kostet in diesen Häusern die

Woche 2½ bis 4 Dollar, die einzelne Mahlzeit ¼ bis ½ Dollar. So ist es von dem „Shakespeare-Hotel“ des Mr. Lièvre in New-York bis zum „Farmers-Home“ des Mr. Zumhaff in Du Buque.

Bei dem Mangel an Nationaleinheit, und folglich an Nationalgefühl, ist es nicht zu verwundern, daß sich unter den Deutschen auch hier der kleinlichste Particularismus geltend macht. Die Meisten aber verleugnen, so bald sie nur die englische Sprache gehörig gebrauchen können, mit ihrer Sprache auch ihr Vaterland. Selbst da, wo sie an einem Orte sehr zahlreich sind, oder gar die Mehrzahl bilden, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als ihre deutschen Sitten mit amerikanischen zu vertauschen. Die Irländer und die Deutschen, welche den Hauptbestandtheil der modernen Völkerwanderung bilden, leben untereinander in einem lächerlichen Nationalhasse und liegen sich einander beständig in den Haaren.

Mehr geachtet sind andere Nationen, als Spanier, Italiener, Skandinavier, besonders aber Franzosen, am meisten die Engländer. Wenn die Amerikaner gegen Letztere auch einen traditionellen Haß und merkantilische Rivalität hegen, so beherrscht doch das Geschäftswesen das politische zu sehr, als daß ein Engländer davon dort unangenehm berührt werden sollte. Die Seemacht der Franzosen und Engländer hat gewiß an ihrer besseren Stellung in Amerika keinen geringen Antheil. Denn nicht die geistige,

ſondern allein die materielle Kraft zwingt dem Amerikaner Achtung ab, wie dies bei allen rohen Menſchen und Völkern der Fall iſt. Unter den Amerikanern ſelbſt aber beanſpruchen einen Geburtsadel die natives, diejenigen, deren Vorfahren bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in Amerika lebten. Da ſie viele Reiche unter ſich zählen, ſo ſind ihre Prätenſionen keineswegs ohne allen Erfolg. Man bezeichnet übrigens mit Nativismus auch die Anmaaßung und Selbſtüberhebung, welche der einzelne Amerikaner dem Eingewanderten gegenüber auf eine ſo rohe und widerwärtige Weiſe in allen Verhältniſſen äußert. Der dritte Band der „Atlantiſchen Studien" illuſtrirt dieſe Art amerikaniſcher Liebenswürdigkeit in einem treffenden, intereſſanten Artikel, weshalb wir ſie füglich hier übergehen können.

Die beiden politiſchen Hauptparteien ſind bekanntlich die Whigs und die Demokraten. Dieſe Dichotomie hat heute nur noch einen hiſtoriſchen Grund. Wie das Geſchäft überhaupt hier die Politik beherrſcht, ſo iſt der urſprünglich principielle, politiſche Unterſchied beider im Laufe der Zeit untergegangen und an ſeine Stelle ein geſchäftlich ſocialer getreten. Daneben giebt es auch hier noch trimmer, oder Achſelträger, welche es möglichſt mit beiden Parteien halten, um auf allen Fall ein Amt zu erhaſchen. Die amerikaniſchen Demokraten unterſcheiden ſich durchaus von den europäiſchen, die Whigs von den Ariſto-

kraten, und in manchen Dingen, z. B. in der Sklavenfrage sind die Whigs die Liberalen, die Demokraten die Illiberalen. Die Sache steht jetzt so, daß ein Grundsatz deshalb ein whiggistischer ist, weil ihn Coryphäen der Whigs in meetings und in der Presse (aus geschäftlichen Gründen) adoptirt haben und bezahlen, und er wird deshalb, weil er ein whiggistischer geworden ist, von den Demokraten angefeindet. Ebenso verhält es sich begreiflich umgekehrt mit den demokratischen s. g. Grundsätzen. Das Praktische der Eintheilung zeigt sich eigentlich nur bei den Wahlen. Vor denselben schimpfen beide Parteien auf das Rücksichtsloseste, doch nach denselben drücken sie sich freundlich die Hand und amüsiren sich darüber, woraus man sieht, daß es sich hier nur um einen gewöhnlichen Geschäfts-Humbug handelt, keineswegs aber, um sich feindlich gegenüberstehende Principien.

Es wird viel von der „großen Republik", von ihrer Größe, ihrer Macht und ihren Fortschritten gefabelt. Das Wahre daran ist dies. Die Union ist groß an Ländereien (die sie größtentheils den armen Indianern geraubt, gestohlen und abbetrogen hat), sie ist zahlreich an Bewohnern, wenn man ihren kleinen Anfang und die kurze Zeit ihres Bestehens betrachtet — aber sie ist klein in jeder anderen Hinsicht, sehr klein in Bezug auf Sittlichkeit, auf Wissenschaft und Kunst und auf Wohlfahrt der Einzelnen. Das, was Menschenhände hier hervorgebracht haben an Cultur des

Bodens, an Eisenbahnen, Canälen und mobilen Reichthümern ist im Süden durch schwarze, im Norden durch weiße Sklaven geschaffen; und viel, viel Schweiß, Blut und Elend klebt an diesen Reichthümern der amerikanischen Plutokratie. Was man mit einigem Rechte an den Amerikanern rühmt, ist, daß sie nicht die klägliche Servilität und deutsche Hunde-Demuth, wie Moser sie nannte, besitzen; allein es ist dies eine negative Tugend, deren positive Seite regelmäßig in einer anderen Untugend, nämlich in roher, brutaler Arroganz und Anmaßung besteht. Man muß ihnen ferner im Allgemeinen viel Kaltblütigkeit, Muth und Furchtlosigkeit in Gefahren zuschreiben. Allein auch diese Tugend ist größtentheils ein Product ihrer Rohheit; das kalte Blut haben sie mit den liebenswürdigen alligators gemein, und da der fast einzige Reiz ihres Lebens im Geldmachen besteht, so ist es erklärlich, daß sie keinen so hohen Werth auf ihr freudeloses Dasein legen. Man rühmt auch Rührigkeit und Geschäftsgewandtheit an ihnen; allein sie werden hierin jedenfalls noch von unseren Bandjuden übertroffen. Was man aber sonst noch an ihnen rühmt, haben wir wenigstens nirgends in der „Musterrepublik" gefunden. — Und kann dies wohl anders sein, wenn man die Entstehung dieses Volkes betrachtet, ohne sich von den modernen Phantasien über „Vermischung der Racen" u. dgl. betrügen zu lassen? Den Kern bilden ja jene starren, religiösen Fanatiker

Englands: zu ihnen gesellten sich später nur geldgierige Krämer und verzweifelte Abenteurer aller Art, insbesondere Verbrecher, und wenn auch in neuerer Zeit die Union nicht mehr Ladungen gefesselter Verbrecher annimmt, so werden doch noch fast täglich aus Europa von Staaten und Gemeinden auf ihre Kosten die gefährlichsten und nichtsnutzigsten Subjecte aus Zuchthäusern und Arbeitshäusern, um sie hier los zu werden, dorthin entlassen. Von Disteln aber kann man keine Weintrauben erwarten, und die edle Rebe muß bald, von jenen überwuchert, dort untergehen. —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Es giebt in Amerika zahllose religiöse und politische Sekten. Die mehrsten, von Eingewanderten in's Leben gerufen, werden bald von dem Alles überfluthenden Strome des Geschäftslebens verschlungen. Amerika ist das Land der Praxis. Hier haben die Staats- und Religions-Physiker Gelegenheit, Anderen unschädlich, zu experimentiren; hier zeigt sich der Unterschied zwischen Theorie und Praxis; hier zeigt es sich, daß der Mensch ein mit Vernunft begabtes Sinnenwesen, aber kein logisches Wesen ist, welches in Principien, Systemen und Schablonen paßt. Wie sich die besonderen politischen Vereine bald in Whigs und Demokraten, so lösen sich die besonderen religiösen bald in die vier herrschenden religiösen Gesell-

ſchaften — Methodiſten, Katholiken, Anglikaner und Proteſtanten auf. Die Geſchichte der meiſten iſt zugleich eine Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes. Intereſſant ſind von den religiöſen Sekten beſonders Schaker und Mormonen. Da die Sekte der Mormonen immer zahlreicher und bedeutender wird, da ſie in neuerer Zeit nach Europa und ſelbſt nach Deutſchland viele Miſſionaire geſandt hat und ſie auch an ſich Intereſſe zu erwecken geeignet iſt, wollen wir einiges darüber hier mittheilen.

Die Mormonen, welche der Mehrzahl nach aus Engländern und Amerikanern beſtehen (doch ſind in neuerer Zeit auch viele Skandinavier hinzugekommen) nennen ſich „Heilige der letzten Tage". Ihr Haupt-Prophet, Apoſtel und Gründer war Joe Smith, eine gewöhnliche wohlhabende Pachter-Figur, die nichts poetiſches noch prophetiſches ahnen ließ, aber mit geſundem, ſcharfen Verſtande begabt war. Derſelbe gab vor, von Gott unmittelbar — gleich Moſes — mündliche Offenbarungen erhalten zu haben. Ihre Bibel iſt das Buch Mormon, ihre Verfaſſung rein hierarchiſch, wobei ſie jedoch ihre Beamten in Urwahlen ſelbſt wählen. Polygamie iſt bei ihnen erlaubt, obwohl die Einſichtsvollen unter ihnen für die Zukunft nichts Gutes davon erwarten. Sie leben in einer Art Gütergemeinſchaft nur inſofern, als Jeder verpflichtet iſt, zum allgemeinen Beſten, zu Tempeln und Schulen nicht allein, ſondern auch für

die Bedürftigen nach Kräften beizusteuern. Diese moralischen Pflichten sind bei ihnen zugleich Rechtspflichten; Wucher und gegenseitige Ausbeutungen sind verpönt. Daß sie in Weibergemeinschaft leben ist ebenso unwahr, als daß ihre Religion den Diebstahl gestattet. Manche von denen, welche ihnen dergleichen in die Schuhe schoben, wie die Bewohner von Montrose, haben, gerade umgekehrt, die Mormonen bestohlen und beraubt, und viele der Frame-Häuser Montrose's sind aus dem den Mormonen gestohlenen Holze erbauet. Der Sectenhaß der übrigen Religionspartheien hat sie arg in Verruf gebracht. Den Aufstachelungen christlicher Priester gelang es, ihre Gläubigen dahin zu bringen, daß sie die Mormonen in Missouri, Jakson County, ermordeten — theils zu Tode peitschten, theils erschossen, theils theerten und federten, an dreihundert Häuser niederbrannten, Weiber und Kinder in die Wälder und in den schrecklichsten Tod trieben. Im Jahre 1836 ließen sich die Mormonen in Clay County nieder und bald erhielten sie die Weisung, ihre Wohnsitze zu verlassen. Sie gehorchten der Drohung und siedelten sich auf einer Prärie an. Kaum hatten sie da ihre Häuser gebaut und ihre Felder bestellt, als im Jahre 1838 abermals Pöbelrotten aus den angrenzenden Countys sie beunruhigten, ihr Vieh stahlen und mehrere Wohnungen niederbrannten. Sie schickten an den Gouverneur eine

Bittschrift, doch es war vergebens — es blieb ihnen kein anderer Weg offen, als Selbstvertheidigung. Sobald sie aber hievon Gebrauch machten, beorderte der Gouverneur 7000 Mann der Miliz, um die Heiligen auszurotten oder aus dem Staate zu treiben. In Folge dieses despotischen Befehles wurden viele ermordet, an sechszig in den Kerker geworfen, einige hundert Familien von ihren Wohnplätzen verjagt und die ganze Gemeinde von 12000 Seelen aus dem Staate vertrieben. Auf den Kopf Joe Smith's hatte man die Preissumme von 1000 Dollars gesetzt und auch einige Male nach ihm geschossen. Selbst die höchsten Beamten wetteiferten in fanatischem Hasse gegen die Mormonen, und einer der Richter, Namens King, soll geäußert haben, daß man Smith seiner Religion wegen tödten sollte. Der Gouverneur von Missouri beschuldigte Smith des Mordes und der Landesverrätherei. Er bewirkte sich die Habeas-Corpus-Acte und wurde vor Gericht freigesprochen. Nun glaubte er mit den Seinigen im Staate Illinois in Frieden leben zu können, als er bald darauf während eines Besuches bei seinen Verwandten im Lee County durch zwei Kerle überfallen wurde, von denen der eine sich für einen Sheriff aus Missouri ausgab. Anstatt des Verhaftsbefehls hielt man ihm geladene Pistolen auf die Brust und drohte unter wiederholtem „God damm" ihn zu erschießen, falls er sich anschicken wollte, sich

zu widersetzen. „Ich fürchte den Tod nicht", sagte Smith kalt und furchtlos, „ich bin stark genug, um es mit Euch beiden aufzunehmen; doch, ich bin bereit, mich vor Gericht zu vertheidigen, wenn Ihr eine Anklage gegen mich zu führen habt". Man schob ihn in eine Kutsche und brachte ihn in Haft, er mußte aber bald wieder freigesprochen und entlassen werden. Im Jahre 1847 wurde Smith nebst seinem Bruder Hyrum im Gefängnisse zu Cartagena wirklich erschossen und die Mormonen aus ihrer Stadt Nauvoo in Illinois vertrieben. Sie haben hier, wie überall, wo sie einige Zeit sich aufhielten, die Spuren einer außerordentlichen Betriebsamkeit zurückgelassen. Nauvoo liegt auf einem hohen, unbewaldeten Berge, welcher die Gegend beherrscht, dem auf dem andern Ufer in einem tiefen Thalkessel belegenen Montrose gerade gegenüber. Oben auf der höchsten Spitze steht der jetzt verfallene und ausgebrannte Mormonen-Tempel. Er ist aus behauenen großen Kalksteinen erbauet, war 128 Fuß lang, 80 Fuß breit, 62 Fuß hoch und unvollendet. Er wird jetzt von den Cabetschen Communisten abgebrochen, welche ein Gemeindehaus daraus erbauen wollen. Das große, von 12 weißen Ochsen getragene Taufbecken ist verschüttet. Noch sieht man an den Außenwänden manche Verzierungen, z. B. oben rings herum große ausgehauene Gesichter, Sonnen ꝛc. Auch lassen sich außer dem

großen, hohen Hauptraume noch einzelne daranstoßende kleinere Gemächer erkennen. Das Ganze schauet wie ein kolossales bleiches Gespenst auf die schöne Gegend nieder. Die Stadt selbst zieht sich sehr weitläuftig an das Ufer des Mississippi nieder. Alles haben die Mormonen in zwei Jahren vollbracht und daneben große Strecken Waldland geklärt. Sie besaßen hier Sägemühlen und Mehlmühlen, und viele geschickte Handwerker trieben hier ihre Geschäfte. Jetzt ist nur durch die Cabetschen Communisten wieder etwas Leben hier erwacht. Aber noch stehen viele, zum Theil recht schöne, mit Säulen verzierte Wohnungen leer — und diese Oede in noch vor kurzem von betriebsamen Menschen belebten Wohnungen, macht einen ernsten trüben Eindruck. Der Wind streicht durch Thüre und Fenster und es ist, als ob aus diesen noch so jungen Ruinen der Fluch des amerikanischen Volksgeistes gleich Modergeruch uns anwehe. Die Verfassung der Union und die der einzelnen Staaten haben die vollständigste Freiheit jeder Religion auf das äußerste garantirt. Aber was helfen Verfassungen, wenn nicht der Geist regiert, der in ihnen lebt, und wenn derselbe nicht zugleich mit der erforderlichen materiellen Macht ausgerüstet ist! Die Behandlung der Mormonen in der „großen Republik" bedarf keines weiteren Commentars; aber sie wirft ein helles Schlaglicht auf die dortigen Zustände und auf den Werth, welchen eine freie und

an sich vortreffliche Verfassung unter solchen Menschen hat.

Die Mormonen, auch aus Nauvoo und Illinois vertrieben, faßten nun den Entschluß, viele hundert Meilen Wildnisse zwischen sich und ihre Verfolger zu bringen. Sie zogen 1847, mehrere tausend Seelen stark, unter unsäglichen Mühen, Gefahren und Entbehrungen nordwestlich nach Oregon, dem großen Salzsee zu.

In der Nähe des letzteren bewohnen sie jetzt im Territorium Utah ein großes, schönes und fruchtbares Thal. Das Wasser dieses großen Binnen-Sees ist sehr salz- und mineralhaltig; die ihn großentheils umgebende niedrige Ebene ist bis zum Fuße der Berge ebenfalls voll salzigen Schlammes, da die hier wehenden heftigen Winde häufig das Wasser über dieselbe jagen und sie wohl früher einen Theil des Sees selbst bildeten. Viele salz- und schwefelhaltige Quellen und Flüsse ziehen sich durch dieselbe, theils im Schlamme sich verlierend, theils in den See mündend, während die trinkbaren, salzfreien Quellen und Flüsse (z. B. Bear-, Weber- und Jordanriver) seltener sind. Wenn die Sonne längere Zeit auf diese Ebene ihre heißen Strahlen gesenkt hat, erscheint dieselbe weithin, wie auch die Ufer des Sees, mit einer beinahe ein Zoll dicken Decke von silberweißem, krystallisirten Salze bedeckt. In dem See ist bis jetzt weder ein Fisch, noch sonst etwas

Lebendiges entdeckt worden. Auf einzelnen der vielen, zum Theil großen und hohen Inseln desselben brüten zahllose Schaaren von Pelikanen, Möven, Reihern und Enten, welche an den Mündungen der theilweise warmen, süßen Quellen und Flüsse ihre Nahrung suchen. Obgleich man schon auf den weiten Prärien, westlich vom Mississippi, bei den ewigen prallen Sonnenstrahlen häufig durch Luftspiegelungen, wie der Wanderer in Asiens und Afrikas Wüsten, getäuscht wird, so sind dieselben doch in der Nähe dieses großen Salz-Sees viel größer, verdrehen die Gegenstände auf die seltsamste Weise, vereiteln jede Berechnung über deren Größe, Gestalt und Entfernung, und veranlassen unglaubliche optische Täuschungen.

Die Stadt liegt 40° 46′ N. B. und 112° 6′ W. L. von Gr. am Fuße des westlichen Abhanges der Wahsatch-Gebirge, einer ausgedehnten Kette hoher Höhen oder des westlichen Theiles der Felsengebirge, welche einen Theil der östlichen Grenze des s. g. großen Beckens bildet, d. h. jenes ungeheuren, größtentheils wüsten und hochgelegenen Binnenlandes, welches von mehreren Gebirgsreihen durchzogen, im Norden durch Gebirgszüge von Oregon, im Westen von Californien durch die Sierra Nevada getrennt und im Süden durch unbekannte Berge vom Gebiete des Colorado geschieden ist. Durch die Stadt zieht sich der von den Mormonen s. g. Jordan-river hin, welcher sie reichlich mit Wasser versorgt. Die Straßen sind

geradlinig, sehr breit und, wie die freien Plätze, mit Bäumen bepflanzt, die Häuser mit Gärten umgeben. Jede Seite jeder Straße durchzieht ein Canal, welcher durch die Gärten, und auf der nördlichen Seite der Stadt entspringt eine warme Quelle, welche durch Röhren in ein Badehaus geleitet wird. Außer dieser Hauptstadt von etwa 10,000 Einwohnern haben sie noch in der Gegend mehre Städte angelegt; manche wohnen auch vereinzelt, fern von einer Stadt, doch sind viele derselben in neuerer Zeit durch feindliche Indianer (Utah's und Schlangen-Indianer) getödtet, und haben sich die anderen größtentheils in die Stadt geflüchtet. Mit der Union leben sie begreiflich auch eben nicht auf gutem Fuße und haben zwei vor Jahr und Tag ihnen von derselben zugeschickte Commissaire ziemlich sans façon wieder zurückgeschickt, obgleich die Berichte derselben wohl nicht sehr unpartheiisch ausgefallen sind. Nur der Capitain Howard Stansbury läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Früher hatten sie nur ihre Priester zu Beamten; da aber auch von ihnen s. g. Heiden das Territorium bewohnen, so haben sie für dieselben mit bürgerliche Obrigkeiten eingerichtet, nachdem sie eine allgemeine Convention zusammenberufen hatten. Letzere nahm am 10. März 1849 eine Constitution an bis dahin, daß der Congreß der U. S. anderweitig über die Regierung beschlossen haben wird. Auch eine Münze ist schon in der „City" errichtet, wo Gold

nach dem Münzfuße der U. S. ohne Legirung aus dem Goldstaub geprägt wird, der aus Californien hierher kommt. Der erste bürgerliche Gouverneur ist ihr Prophet Brigham Young, der sie auch von Nauvoo durch die Wüste hieher führte; der Gouverneur-Lieutenant ist sein erster Kirchenrath und der Staatssecretair sein zweiter, alle vom Volke gewählt. So verschmilzt bei ihnen die bürgerliche mit der geistlichen Gewalt; denn auch die Bischöfe der verschiedenen Districte sind als Friedensrichter eingesetzt. Jede Person muß nach Bekenntniß ihres Glaubens bei der Aufnahme ein Zehntel von Allem, was sie besitzt, dem „Schatze des Herrn" zahlen; hierauf zahlt ein Kirchenmitglied ein Zehntel von der jährlichen Vermehrung seines Vermögens; ferner steuert er ein Zehntel seiner Zeit, welches zur Arbeit an öffentlichen Werken verwendet wird, welche die Behörden bestimmen. Der ganze so gesammelte Betrag fließt in die Casse der Kirche und wird allein von deren Mitgliedern erhoben. Eine Steuer wird auch, wie in der Union, dem Eigenthum auferlegt, und von Allen, Heiligen wie Heiden, erhoben; hierin bestehen die Einkünfte der bürgerlichen Regierung. Alle nach der Stadt gebrachten Güter zahlen einen Zoll von ein Prozent für die Erlaubniß des Verkaufes; nur für geistige Getränke wird die Hälfte des Verkaufspreises erhoben. Einmal wollte man einen Fond zur Anlegung eines Armenhauses gründen; der Plan ward

aber wieder aufgegeben — weil sich in der ganzen Bevölkerung nur zwei Personen befanden, die wegen Gebrechlichkeit nicht aus eigenen Mitteln leben konnten!!! — — — Aber so wie der Einzelne in seinem Nebenmenschen seinen Bruder, nicht aber einen auszubeutenden Artikel sieht, so sehen die Behörden und Priester in dem Volke keine Citrone, die nur dazu da ist, zu ihrem alleinigen Nutzen nach Möglichkeit ausgepreßt zu werden, sondern durch die heiligsten Pflichten ihrer Obsorge anvertraute Brüder, zu deren Wohle ausschließlich die bedeutenden öffentlichen Einnahmen zu verwenden sind. So lange dieser Geist unter ihnen bleibt, werden sie ein glückliches Volk sein, während es anderwärts nur glückliche Einzelne in sehr, sehr kleiner Zahl giebt. Eine Garantie dafür haben sie jedenfalls darin, daß sie jetzt noch (bis dahin, daß die Vereinigten Staaten die längst projectirte Eisenbahn durch ihr Gebiet führen), von den beiden Meeren und der übrigen Welt durch weite Wüsten isolirt, auf sich selbst angewiesen (ihre nothwendigen Bedürfnisse beziehen sie auf Ochsenwagen von St. Louis) und somit den Gefahren, welche eine übermäßige Höhe und Ausdehnung von Luxus, Handel und Industrie mit sich bringen, noch nicht unterworfen sind.

Der erwähnte Capitain Stansbury sagt über ihre Religion: „Der Anspruch der Mormonen geht dahin, daß sie die einzig wahre Kirche auf Erden

bilden, daß alle anderen christlichen Sekten den wahren Weg zum Himmel nicht betreten (das ist eben nichts ihnen Eigenthümliches), der allein durch Verwaltung der Beschlüsse ihrer Kirche vermittelst der Priesterschaft „Melchisedecks" erreicht werden kann. Diese Priesterschaft wurde, wie sie behaupten, vor etwa 1800 Jahren von der Erde entrückt, seit welcher Zeit keine wahre Kirche bis 1826 existirte, als ihr Gründer Joseph Smith die Erscheinung eines Engels vom Himmel hatte. Dieser begnadigte Mann wurde vom himmlischen Boten im Wege der Wahrheit unterrichtet und an einen Ort geführt, wo in einer steinernen Büchse und in der Erde begraben eine Anzahl Bücher auf goldenen Platten und in einer Sprache geschrieben lagen, die er das reformirte Aegyptische nennt. Aus dieser Kiste wurde ein Theil der Bücher von dem Engel herausgenommen und Joseph übergeben, dem auch das Vermögen und die Gabe der Offenbarung ertheilt wurde, wodurch er befähigt wurde, die auf den Platten eingegrabene Schrift zu übersetzen. Er that das und machte der Welt das Resultat als das Buch Mormons bekannt. Joseph, heißt es weiter, wurde auch in die Priesterschaft Melchisedecks aufgenommen, und erhielt zugleich das Vermögen der Kenntniß aller Sprachen, die Gaben des Geistes und die Gewalt zu binden und zu lösen. Er und sein Genosse wurden eingesetzt als Apostel, das Evangelium zu predigen und unter den

Völkern die „Kirche des Jesus Christus und der Heiligen späterer Tage“ zu errichten. 1830 wurde eine Kirche organisirt, welche damals nur aus sechs Mitgliedern bestand; seitdem ist dieselbe so angewachsen, daß sie ihre Schüler zu hunderttausenden zählt. Die von der protestantischen Kirche gebrauchte Bibel wird als ein Buch göttlichen Ursprungs und Ansehens anerkannt; die Mormonen behaupten jedoch, dieselbe enthalte untergeschobene und verderbte Stellen, so daß eine neue Uebersetzung erforderlich sei, welche denn auch durch ihren Propheten Joseph ausgeführt wurde, der zu dem Zweck göttliche Offenbarungen erhielt; dies Buch wird in kurzem herausgegeben werden. Sie nehmen jedoch für das Buch des Mormon denselben göttlichen Ursprung in Anspruch und erklären, letzteres habe als Regel des Glaubens und der Sittenlehre dasselbe Ansehen wie unsere Bibel. Außerdem haben sie unmittelbare Offenbarungen, welche bis dahin ihrem Seher gemacht wurden, und welche „im Buche der Lehren und Verträge“ aufgezeichnet sind. Sie erhalten auch fortwährend noch immer als Offenbarung Eingebungen des göttlichen Willens — Mittheilungen, die von Zeit zu Zeit dem Nachfolger von Smith zu ihrer Leitung nicht allein in Angelegenheiten des Glaubens und der Lehre, sondern auch in Bezug auf weltliche Politik und Angelegenheiten des täglichen Lebens gemacht werden. Sie glauben fest an die Gabe der

Wunder und die Heilung der Kranken durch Handauflegung, welche ihre Kirchenälteſten (wie bei unſerem „Stillen“ die alten Weiber!) beſitzen ſollen.

Die Art der Gottesverehrung iſt im Allgemeinen dieſelbe, welche bei den meiſten proteſtantiſchen Bekenntniſſen ſtattfindet, die kein gedrucktes Ritual gebrauchen, nämlich Geſammtgebet und eine Predigt oder Ermahnung von der Kanzel. Eine Muſikbande ſteht hinter dem Chor der Sänger und begleitet nicht allein den Geſang im Gottesdienſt, ſondern ſpielt auch ſonſt den Zuhörern vor dem Beginn und nach dem Schluſſe deſſelben auf.“

Vielleicht iſt der Zweck ihrer Vielweiberei, die ſie nicht gerne eingeſtehen — wie es auch der Grund des unter ihnen herrſchenden Geiſtes der Proſelytenmacherei iſt — möglichſt ſchnell eine genügend große Einwohnerzahl hervorzubringen, wodurch das Territorium Utah berechtigt ſein würde, eine Zulaſſung in die Union als ſouverainer Staat zu erlangen, und ſich dadurch das Recht zu erwerben, die eigenthümlichen Grundſätze ihrer Lehre ohne Störung auszuüben. Es iſt deshalb auch ein Hauptgebot, „daß ſie ſich in den Bergen ſammeln“, d. h. nach dem Thale des Salzſees begeben. Außer ihren Miſſionairen wohnen aber noch manche, theils zerſtreuet, theils in Gemeinden in der Union dieſſeits des Miſſiſſippi.

Wie der Europäer in Amerika so manches lernen kann, so kann er sich hier auch über die Segnungen einer unbegränzten Freiheit, Sekten zu stiften und Proselyten zu machen — die man dem nicht selbstdenkenden großen Haufen unter der Etikette „Religions- und Geistesfreiheit" vorzusetzen pflegt — instruiren. Das Sektenwesen hat dort die wahre Religion, d. h. den Geist der Tugend, Sittlichkeit und Menschenliebe, welcher in allen Religionen enthalten ist, sehr entwürdigt und sie zu einem weltlichen Mittel erniedrigt, namentlich unter den Eingewanderten. Der Amerikaner meint es gewöhnlich noch ernst mit der Religion; sein amphibienartiges, kaltes Wesen bedarf mitunter einer Aufregung (excitment) und wo er diese nicht im Trunke oder Hazardspiele findet, sucht er sie in der Religion. Dies der Grund, weshalb der an Uebertreibungen und excitments so reiche Methodismus dort so gute Geschäfte macht. Die armen Einwanderer haben oft so viel mit ihrer materiellen Existenz zu thun, daß sie darüber die religiösen Dinge vergessen; haben sie dieselbe gegründet, dann ist auch schon der alles durchdringende und beherrschende Geld- und Geschäftsgeist in sie gefahren. Daneben sind sie ein Zankapfel aller Sekten, die namentlich im Anfange ihre bedrängte, hülflose Lage benutzen und sie durch materielle Vortheile oder Vorspiegelungen solcher an sich zu ziehen suchen. Nächst der methodistischen ist wohl die katholische Kirche dort

am meiſten verbreitet, dagegen findet man Gegenden, wo weit und breit keine proteſtantiſche Kirche iſt. Kommt ein proteſtantiſcher Einwanderer in ſolche Gegend, ſo läßt er ſich durch die weite Entfernung von ſeiner Kirche, die Geringfügigkeit der Anzahl von Glaubensgenoſſen und das feindſelige Verhalten der Andersgläubigen gegen ihn leicht veranlaſſen, ſeine Religion zu wechſeln. Dazu kommt, daß hier mehr als anderswo der Geiſt der Lüge umgeht, der unter der Deviſe „Geiſtesfreiheit" den Bethörten zur Freigeiſterei verlockt. Nie noch iſt ihm ſo klar — nicht ſowohl von Gelehrten, insbeſondere Theologen, ſondern von Seinesgleichen, von Tagelöhnern, Schuſtern und Kaufleuten ꝛc. — vordemonſtrirt worden, daß Religion, Jeſus Chriſtus, Gott und ewiges Leben bloße Mährchen ſind, mit denen Adel und Pfaffen ihn jenſeits des Oceans in Knechtſchaft und Unwiſſenheit gehalten haben. Ihre und ihrer bethörten Lehrer Afterweisheit weiß nichts davon, daß es viele Dinge im Himmel und auf Erden giebt, die ihre flache Weisheit nicht begreifen kann, daß dem Menſchen nur menſchliches Wiſſen erlaubt iſt und daß ſelbſt dieſes ihm ſagt, daß das Geſchöpf ſeinen und des Alls Schöpfer nicht begreifen kann, daß die menſchliche Vernunft nur menſchliche Dinge, nicht aber übermenſchliche, göttliche Dinge faſſen kann, und daß es ebenſoviel heißt, die Entfernung eines geahnten Geſtirns mit der Waagſchale des

Kaufmanns ausmessen, als den Maaßstab der Kritik und menschlicher Vernunft an die Dinge des göttlichen Glaubens legen. So verlieren denn die armen Auswanderer dort auch noch selbst den beseligenden Glauben, den Gottes Wort und Christi heilige Lehre ihnen hier gewährte. Dem Protestantismus bleibt in den Kämpfen jenseits des Oceans nichts anderes übrig, falls er nicht allen Boden verlieren will, als sich nach Aposteln umzusehen, welche nicht allein durch die Macht des Beispiels eines tugendhaften Wandels und die Kraft des gereinigten Gotteswortes, sondern auch durch materielles Interesse die Ihrigen sammeln, die Verirrten zurückführen und vor den Wölfen bewahren, die ihnen überall den Köder des materiellen Interesses hinwerfen.

Am sichersten würden sie freilich davor bewahrt werden, wenn ihnen schon in New-York eine wahre Freundeshand mit Rath und That schützend und helfend entgegenkäme, um sie von den schlüpfrigen Bahnen des Stockjobberthums, der Irreligiösität und des Lasters abzuhalten, die ihnen überall als breite, gebahnte, vielbetretene und vielverheißende Pfade entgegenwinken. Aber sowie sich die Ausgewanderten von der reglminellen und polizeilichen Thätigkeit in Europa, von der „Freiheit" überhaupt und der amerikanischen insbesondere gewöhnlich höchst verwirrte und irrige Begriffe machen, so würden sie Regierungs-Agenten, Consuln ꝛc. nur mit Mißtrauen

und Abneigung betrachten, und nicht anders ihre Zuflucht zu denselben nehmen, als wenn ihnen zugleich materielle Vortheile dabei in Aussicht ständen; denn dieses Mittels kann man nun einmal dort nicht entrathen, will man anders überall praktische Erfolge erreichen. Dazu aber würde es Leute bedürfen, welche nicht nur mit dem ganzen Lande und seinen Verhältnissen genau bekannt wären — und solche ließen sich wohl noch finden — sondern welche auch die größte Redlichkeit in Verwendung der ihnen anvertrauten Mittel bewährten, — ein Erforderniß, welches im Lande des Betruges sehr schwer zu erfüllen ist. Jenes Mißtrauen, verbunden mit dem Geiste einer totalen Ungebundenheit, welche sich dort bei den Ausgewanderten alsbald entwickelt und alle regellosen Begierden entfesselt, die in Europa noch durch Sitte und Gesetz in Schranken gehalten wurden, würde auch die meisten abhalten, sich von vorne herein einer vaterländischen Colonie anzuschließen. Ein solcher Colonisationsversuch würde außerdem zu Anfang sehr bedeutende Mittel erfordern. Das Land ist dort das wenigste (nämlich Congreßland; in der Nähe der Städte und Absatzwege ist es schon ebenso theuer als in Europa). Am meisten erfordern außer der Reise nach dem Westen die Erhaltung in den beiden ersten Jahren und der Betrieb. Gleichwohl halten wir dieses Mittel für das einzige, welches günstige, praktische Resultate herbeiführen würde.

Eine solche ländliche Colonie würde einen Vereinigungspunkt für alle Landsleute bilden, dem, wenigstens nach den ersten Enttäuschungen, viele derselben freudig zueilen würden, die, gehörig eingerichtet, dieselben nicht nur vor dem materiellen Verkommen, vor der weißen Sklaverei und der Ausbeutung amerikanischer Geldsäcke und Betrüger zu schützen, sondern auch gegen Einbüßung ihres Seelenheils, Irreligiösität und methodistische ꝛc. Afterreligiösität zu sichern geeignet wäre.

Aber auch hier würden Leute von der größten Redlichkeit erforderlich sein, denen man mit Sicherheit die bedeutenden Mittel zur ersten Einrichtung, die Annahme von Colonisten, Ueberlassung des Landes nebst dem nöthigen Betriebscapitale auf Credit u. s. w. anvertrauen könnte. Jeder würde nur unter gewissen, in seinem eigenen und dem communen Interesse liegenden Bedingungen (soweit die Landesgesetze solches gestatten) sein Grundstück erhalten, und wäre widrigenfalls verpflichtet, dasselbe wieder abzugeben. Die Schuld der Einzelnen könnte auf ihre Grundstücke und Inventarien verzinslich hypothecirt werden und es würden demnach die Kosten keineswegs verloren sein. Doch wollen wir uns hier mit diesen allgemeinen Andeutungen begnügen. Zu einem ins Detail gehenden Colonisationsplan würden diejenigen schon zu gelangen wissen, in deren Händen es liegt, solche Pläne zu verwirklichen. — — — — — —

Von den politiſchen Parteien ſind die Communiſten höchſt intereſſant, welche, da ſie auch für Europa ein lebendiges Intereſſe haben, wir hier näher beſprechen wollen, zumal wir in Amerika Gelegenheit hatten, uns mit eigenen Augen von den praktiſchen Reſultaten des Communismuß zu überzeugen. Im Jahre 1851 haben wir, an einem Fuße verwundet, längere Zeit bis zur Heilung der Wunde unter ihnen zugebracht und ſind daher im Stande, von dieſer ſeltenen ſocial-politiſchen Pflanze Amerikas genauen Bericht zu geben. —

Wenn ein rohes, laſterhaftes Volk, wenn ein Volk ohne geiſtige Kraft, ohne Sittlichkeit und Ehre ſich ſchrankenlos dem Handel und Wandel ergiebt, dann müſſen alle anderen höheren Intereſſen bei ihm zu Grunde gehen, dann müſſen ſolch' traurige Früchte reifen, wie wir ſie jetzt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ſehen, einem Lande, wo noch ungeheure Strecken des fruchtbarſten und billigſten Landes der menſchlichen Thätigkeit und der Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe offen liegen. Es iſt Sitte geworden, von Handel und Induſtrie zu ſprechen, als ob ſie einen Werth an ſich hätten, und alle anderen oder doch die höchſten menſchlichen Intereſſen umfaßten. Allein beide haben ja nur dann und inſofern einen Werth, wenn und inwiefern ſie wirklich nützliche, für die Menſchen wohlthätige Dinge produziren

und deren Austausch erleichtern. Wird aber der Mensch dadurch glücklicher, daß er sich in Sammet und Seide kleidet, statt in Wolle und Leinen, oder Taback kauet und raucht und schnupft oder der Mode opfert, oder Gold sammelt, oder Kaffee, Thee, Gewürze und sonstige tropische Erzeugnisse genießt? Oder wird der Bewohner der Tropen dadurch glücklicher, daß er sich für seine Producte Branntwein, Kattune, Glasperlen und anderen Plunder eintauscht? Nicht Vermehrung der Bedürfnisse, sondern die Befriedigung derselben thut dem Menschen wohl — nicht die Befriedigung eingebildeter, sondern wirklicher Bedürfnisse. Das Kennenlernen neuer Bedürfnisse ist für den Proletarier, der sie nicht befriedigen kann, nur ein neues Leiden. Auch nicht Vermehrung der Bevölkerung, wie unsere Staatsöconomen, deren Verstand freilich oft nicht über die bestehenden Verhältnisse, über Vortheile und Nachtheile des Zollvereins hinausgeht, die die Leiden des Volkes nicht kennen, oder bei eigenem Wohlbefinden kein Herz für dieselben haben, — dies als Axiom hinstellen, sondern die Vermehrung, Verallgemeinerung des Glücks und der Zufriedenheit unter den Lebenden ist heilsam und erstrebenswerth; denn es ist besser, wenn es bei wenigen Menschen, bei einem kleinen Volke viel Glück und Wohl giebt, als wenn bei einem zahlreichen Volke wenig Glück zu finden ist. Freilich gehören solche

radicalen Aenderungen, welche die ganze National-ökonomie auf ganz andere Grundlagen basiren müßten, wohl überall noch zu den Utopien und es bleibt dem praktischen Staatsmanne nichts anders übrig, als sich in die vorliegende Nothwendigkeit zu schicken, und geduldig nach wie vor in das Faß der Danaiden zu schöpfen, zufrieden, bald hier oder dort ein kleines Loch verstopfen zu können.

Während der Reiche in allen jenen Dingen, in den Erzeugnissen Ost- und Westindiens schwelgt und in träger wollüstiger Indolenz praßt, fehlt dem Armen vor lauter Arbeit die Zeit zum leben, fehlt ihm die nothwendige Kleidung, um seine Blößen zu decken, das Holz, um die Kälte des Winters abzuhalten, das Brod, um seinen Hunger zu stillen. Namenlos, ungeheuer ist das Elend, welches die Armuth anrichtet. Nicht allein, daß der Proletarier seinen Zweck auf Erden verfehlt (das thun die meisten Besitzer ebenfalls) nicht allein, daß sie Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Kummer und Siechthum leiden, nicht allein, daß sie die schönsten Dinge und Genüsse dieser Erde entbehren, nein, sie gehen auch moralisch und physisch zu Grunde, verfallen dem Laster, der Prostitution, dem Verbrechen, dem Wahnsinn und dem Selbstmorde, und kein socialer Roman hat noch dieses Elend so stark gezeichnet, daß es nicht immer noch von der Wirklichkeit übertroffen würde. Es würde kein solch' Uebermaaß der Armuth geben, wenn

es kein solch' Uebermaaß des Reichthums gäbe. Denn es giebt in jedem Volke eine bestimmte Masse von Werthen, an denen auch die früheren Jahrhunderte gearbeitet haben, und von deren angemessener Vertheilung, so daß Jeder das Nothwendige durch seine Arbeit erlangen kann, ohne dadurch Sklave eines Andern zu werden (nicht gleicher Vertheilung, da diese, so sehr sie auch der Idee entsprechen mag, doch der menschlichen Natur und seinen Verhältnissen widerspricht,) Zufriedenheit und Ruhe desselben abhängen. Man wird den Hungernden nie durch Redensarten, nie auf andere Weise zufriedenstellen als durch Nahrung, und wenn eine Humanität es fordert, daß der Staat den Invaliden der Arbeit nicht jämmerlich umkommen läßt, sondern ihn in Armenhäusern und Spitälern erhält, so fordert dieselbe Humanität es noch viel mehr, daß man den gesunden, rüstigen Arbeiter, der gerne arbeiten will, nicht aus Mangel an Arbeit verhungern läßt — ihn, den ohnehin schon das Schicksal getroffen, wie der Fuß des Wanderers den Wurm, der über seinen Weg kriecht. Es ist unmöglich, daß Alle reich, es ist unmöglich, daß Alle wohlhabend sind oder gar, daß Alle gleich viel besitzen, und ein Staat oder eine größere Gesellschaft, die das durch Gesetze und Gewalt erzwingen wollte, würde keinen Bestand haben; aber es ist möglich, der unmäßigen Anhäufung von Reichthümern in den Händen einzelner Weniger zu

steuern, es ist möglich, daß Alle so viel besitzen oder durch ihre Arbeit erlangen können, um davon menschlich zu leben, und wäre dem nicht so, dann wäre es wahrlich besser und humaner, daß ein anderer Pharao die neugebornen Kinder des Proletariats, dieses von der Gesellschaft enterbten Geschlechts, vertilgen ließe, um sie einem Elende zu entreißen, dem selbst der Tod vorzuziehen und das nur deshalb noch erträglich ist, weil es bei der Stumpfsinnigkeit der Meisten nicht zu ihrem klaren Bewußtsein gelangt. — Und während der Eine zu wenig hat, hat der Andere zu viel. Daher das Unglück unserer Zeit, daher auch diese Faustische Zerrissenheit, wo der Eine den ganzen Tag im Staube der Acten und Bücher in ungesunder, verschlossener Stubenluft, der Andere Tag aus Tag ein im Staube des mit seinem Schweiße gedüngten Erdreichs oder der Werkstatt dahin vegetirt, Arbeiten verrichtend, die zu nichts anderem dienen, als Geld zu schaffen, oft nur geeignet, die geistigen und körperlichen Anlagen des Menschen zu erdrücken, nicht aber sie zu fördern, wo der Eine seinen Geist, der Andere seinen Körper, der Proletarier beide verkümmern lassen muß, während doch das Glück des Menschen, wie die Natur es ihm weiset, in der harmonischen Ausbildung beider besteht. Nicht um unausgesetzte Vermehrung, sondern vielmehr um richtige Vertheilung des Nationalvermögens handelt es sich jetzt überall, nicht um

Vermehrung der Werthe für Wenige, sondern um Vermehrung des Wohles für Alle. Während sich die Zahl der Menschen von Jahr zu Jahr vermehrt, häufen sich die Capitalien immer mehr in den Händen Weniger an, ist dem Wucher, selbst mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen Thür und Thor geöffnet (20, 30 ja 50 Prozent ist in den Vereinigten Staaten nichts seltenes), vermehrt die Mode und die von den Kurzsichtigen so viel gerühmte Freiheit in Handel und Industrie fortwährend den sterilen Luxus, machen Erfindungen in Mechanik und Maschinenwesen immer mehr Hände entbehrlich, vermehrt sich täglich die Masse des Proletariats. So wird unter den jetzigen Einrichtungen selbst die Gunst der Natur und ihrer Kräfte dem Menschen zum Fluche und die Arbeitstheilung, welche zwar das Product erhöht, muß zugleich den Producenten erniedrigen.

Noch ruht ein dunkler Nebel über den Tiefen dieses Lebens, aus denen der Schmerz einer ganzen Menschheit unaufhörlich heraufklagt. Wenn der Grund und Boden, der dem Menschen nothwendig, unentbehrlich ist, wie die Luft, die er athmet, nicht mehr der Freiheit des Schachers anheimgegeben, wenn das Erbrecht modificirt, der Wucher aufgehoben (warum kehrt man nicht auch hierin zu den Satzungen des canonischen Rechts zurück?), der sterile Luxus gehindert ist, die Extravaganzen des Handels gehemmt sind, wenn die materiellen Dinge herunter-

gedrückt, die immateriellen gehoben werden, dann mag man beſſere Zuſtände erwarten — von einer ſtarken, unbeſchränkten Regierung. Denn daß unter der Herrſchaft des materiellen Intereſſes, in dem gegenſeitigen Kampfe ſolcher Intereſſen, in dieſem bellum omnium contra omnes das lebende Geſchlecht einer Claſſe des Volkes zum allgemeinen Beſten auf ſeine Vortheile, auf die es nun einmal ein hiſtoriſches Recht hat, verzichten ſollte, läßt ſich nicht erwarten, und ſo dauert dieſer gemeinſte aller Kämpfe, in dem alle anderen höheren menſchlichen Intereſſen zu Grunde gehen, fort und fort, bis — doch wer vermöchte mit Gewißheit zu ſagen, wohin das führen und wie lange das dauern wird?

Der ideale, vollkommene Menſch bedarf keiner Regierung, ihm genügt das Geſetz ſeiner eigenen Vernunft und Moral. Je mehr er ſich dem Ideale annähert, deſto larer kann die Regierung ſein, aber deſto ſtärker, ſtrenger, thätiger muß ſie wiederum da ſein, wo er ſich weit von ihm entfernt hat.

Wo der Rohheit, der Unſittlichkeit und der ſchmutzigſten Selbſtſucht allein noch das Feld zu gegenſeitigem Wetteifer überlaſſen iſt, wo die Tugend lächerlich geworden und die Armuth ein Verbrechen iſt, wo ſich das misere speculans plebs blindlings forttreiben läßt von dem ſchmutzigen Strome, dem die modeangebenden Dollarbeſitzer ſeine traurigen Bahnen anweiſen — da kann es kein Gedeihen

geben, da kann das Wahlsystem, das vielgerühmte selfgovernement der Fäulniß keinen Damm entgegensetzen, da kann nur noch die scharfe Schneide asiatischer Despotie die Heilung bewirken.

Durch Nacht zum Licht!

Das moderne Judäa jenseits des Oceans hat keine Zukunft, wie es keine Vergangenheit hat. An die Stelle der Humanität und Bruderliebe des gekreuzigten Christus haben sie den Mammon auf ihre Altäre erhoben, und die Zeit ist nicht so ferne mehr, sie wird da sein, wenn das Land erst hinreichend bevölkert ist, wenn die Kosten dieser schrankenlosen Concurrenz in gegenseitiger Ausbeutung, dieses Krieges Aller gegen Alle um Geld, der kein anderes Gesetz als das der Schlauheit mehr anerkennt, nicht mehr von dem reichen Boden, sondern von seinen Bewohnern zu tragen sind, — wo sich das Volk, wie jetzt schon in Californien, Mexiko und den südamerikanischen Republiken, in brudermörderischen Bürgerkriegen hinschlachten wird.

Daß jene Dinge nicht lobenswerth sind, daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte und könnte, ist gewiß. Jene Uebelstände sind auch ziemlich allgemein anerkannt, wenn gleich in sehr verschiedener Maaße und Weise. Sie haben daher auch sehr verschiedene Heilmittel hervorgerufen: Armenhäuser, Spitäler, Kranken- und Wittwen-Cassen, Wohlthätigkeitsanstalten, Polizisten, Gefängnisse und — verschiedene

ſociale Theorieen. Aber wohin haben letztere auf praktiſchem Boden bis jetzt geführt? Zu Arbeitsverweigerungen, die gleichmäßig den Arbeiter wie den Capitaliſten ruiniren, zu „Nationalwerkſtätten", die, mit Conſequenz und Gerechtigkeit durchgeführt, am Ende den ganzen Staat in ein Armenhaus verwandeln, zu „Organiſationen der Arbeit", die, wo ſie aufhören, Redensarten zu ſein, an Abentheuerlichkeit der vorgeſchlagenen Experimente wetteifern — zum Communismus endlich. Alle dieſe Theorieen mußten ſchon deshalb falſch und unpraktiſch ſein, weil ſie nur die ſchlimmeren Wirkungen heben wollten, ohne auf den Grund derſelben einzugehen, weil ſie nicht von der wirklichen allgemeinen Natur und dem heutigen Weſen der Menſchen ausgingen, ſondern von erträumten Weſen, ohne Berückſichtigung mancher für die Menſchen unabänderlichen Verhältniſſe, weil ſie das, regelmäßig mit Brutalität und Gemeinheit verſchwiſterte Unglück des Proletariats idealiſirten. —

Die Communiſten ſind verzweifelte Socialiſten. Der Communismus, als Idee der Gemeinſchaft, iſt ſehr alt; aber dieſe Idee zu einem Syſteme ausgewachſen, als etwas praktiſch Ausführbares dargeſtellt und durch eine Partei vertreten, finden wir erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ſeit Fourier. Seitdem ſind von zum Theil ſehr ſcharfſinnigen Männern mehr oder weniger von einander abweichende Syſteme des Communismus auf-

gestellt, besonders in Frankreich, Belgien und England, wo Uebervölkerung und das Elend der Fabrikarbeiter zunächst Veranlassung zu solchen Phantasieen gab, und endlich in neuerer Zeit auch in Deutschland. Diese verschiedenen Theorieen haben auch alle ihre Parteien gehabt; denn es giebt bekanntlich nichts so Unsinniges, was nicht auch seine Anhänger unter den Menschen fände. Der Prozeß wider den Dr. Becker und Consorten wegen communistischen Hochverraths, — dieses in Deutschland bis dahin noch nie gesehene politisch-criminalistische Drama, hat sich vor Jahr und Tag in den Kölner Assisen vor unseren Augen entwickelt, und nachdem im Schlußacte der Vorhang gefallen ist und die Gefängnißthür sich hinter den sieben Verurtheilten geschlossen hat, können wir im Parterre noch immer nicht begreifen, was wir gesehen und gehört haben. Die Zeitungen haben freilich mit mehr oder weniger Vollständigkeit die Prozeßverhandlungen gebracht, — aber selbst die umständlichen Erklärungen des als Zeuge vernommenen Polizeiraths Stieber von Berlin vermögen uns keinen klaren Blick über den „Communisten-Bund", wenigstens nicht über sein Endziel zu geben, und das „rothe Gespenst" erschreckt noch immer den deutschen Philister, wenn ihm Abends bei constitutioneller Verdauung des Segens dieser Erde seine träge, nur durch Furcht erregbare Phantasie inmitten seiner Gemüthlichkeit Bassermannsche Schreckgestalten heraufbeschwört. Nun — so ganz

grundlos war diese Gespensterfurcht nicht. Aber was den Communismus gefährlich macht, ist nicht sein System, sondern sein Grund. Denn dieser ist kein Spuck, sondern eine sehr reelle Thatsache. Er liegt in der Nothwendigkeit materieller Mittel für die Existenz des Menschen und in den Thatsachen, daß der Nichtbesitzer öfters keine Arbeit erhalten und folglich auch kein Brod als Lohn derselben gewinnen kann, und daß zuweilen der Preis der Producte durch unbeschränkte Speculationen so hoch steigt, oder der Preis der Arbeit so tief sinkt, daß der Arbeiter nicht die allernothwendigsten Mittel für sich und seine Familie dafür gewinnen kann. Der Hunger aber ist der allergefährlichste Revolutionair. —

Während der Communismus in Europa conspirirt und revolutionirt, um erst ein freies Feld, eine tabula rasa für seine Thätigkeit zu gewinnen, ist ihm dieses in den Vereinigten Staaten Amerikas schon gegeben. Denn, sofern sie nur nicht gegen die Grundgesetze der Union verstoßen, können sich die Menschen hier in allen Tollheiten einer souverainen Autonomie ergehen, und um sich als eine völlig freie Gemeinde mit bindenden Gemeindestatuten zu constituiren, bedarf es nur einer bill of incorporation, welche ihnen dann nicht verweigert wird, sobald sie ihren Vermögens-Stock angegeben haben. Hier haben sich denn auch Hunderte von communistischen Colonieen in allen möglichen Schattirungen des Communismus gebildet,

die aber alle ebenso rasch wieder verschwanden, als sie aufgeschossen waren. Nur die Gesellschaft des Schwindlers Rapp hat sich längere Zeit gehalten und es zu ziemlichem Wohlstande gebracht; aber theils wich Herr Rapp von den Fundamental-Principien des Communismus ab, theils aber war seine Gesellschaft mehr eine religiöse, wo der Fanatismus der Religion das noch zusammenhielt, was der des Communismus nicht mehr zu halten vermochte. Der wahre Communismus ist aber über alle „religiösen Schwachheiten" erhaben. Aus denselben Gründen existirt auch noch in der Nähe von Buffalo eine ländliche communistische Colonie, welche zwei ziemlich souveraine Vorsteher hat und sich einer großen Wohlhabenheit erfreut, da ihre Producte sehr gut und auf dem Markte von Buffalo gesucht sind. Cabet und seine Schriften sind bekannt. Er ist jetzt ein hochbejahrter, grundehrlicher, edler Mann. Um so mehr ist es zu beklagen, daß er bis zu seinem Grabe einem solchen, wenn auch glänzenden, Phantome mit Leib und Seele nachjagt. Er hat nicht nur seine „ikarischen" Ideen in seinen „Reisen nach Ikarien", welches eine Ausführung seines „Glaubensbekenntnisses" enthält, dargestellt, sondern auch dieselben mit einer großen Gesellschaft jenseits des Oceans zu verwirklichen gesucht. Er hat eine bevorzugte Stellung, ein Vaterland und ein großes Vermögen seinen communistischen Ideen geopfert, und ist für dieselben zu

verſchiedenen Malen über den ſtürmiſchen Ocean ge-
ſegelt. Der erſte Verſuch, der in den vierziger
Jahren in Texas mit einer zahlreichen Geſellſchaft
und bedeutenden Mitteln gemacht wurde, ſcheiterte
bald an den Verhältniſſen des Landes, beſonders dem
Clima, vor Allem aber an der praktiſchen Unmöglich-
keit des Communismus und an der Unverträglichkeit
ſeiner Communiſten, die ſich dort in ihren über-
triebenen, idealen Hoffnungen getäuſcht ſahen. Durch
thörichte Unternehmungen waren die Geldmittel bald
erſchöpft, und die große Mehrzahl zerſtreute ſich in
den Vereinigten Staaten. Von früheren Mitgliedern
ſeiner Geſellſchaft ward er dieſerhalb in Paris des
Betruges angeklagt; er ging 1851 dorthin, um ſich
gegen dieſe ſchändlichen Verläumdungen ſeiner eigenen
Jünger zu vertheidigen, was ihm auch vollſtändig
gelungen iſt. Mit einem kleinen Reſte, der ſich indeß
durch neue Ankömmlinge aus Frankreich verſtärkte,
und mit ziemlich unbedeutenden Mitteln ging er nun
nach der von den Mormonen verlaſſenen Stadt
Nauvoo in Illinois. Durch Erfahrungen belehrt,
ließ er ſich hier — ſehr anticommuniſtiſch — eine
ziemlich discretionaire Gewalt auf 10 Jahre über-
tragen. Im Jahre 1851 gab er zuerſt ſeine „Tribune“
in franzöſiſcher und engliſcher Sprache heraus, worin
er klug genug war, die Religion nicht von vorne
herein als etwas „Beſeitigtes“ zu behandeln, weil
ihm das wenig Leſer, aber viele Feinde bei den

religionsſeligen Amerikanern verſchafft haben würde. Weniger ſchlau war die koſtbare und nutzloſe Acquiſition des ausgebrannten Mormonen-Tempels (für 6000 Dollar, wie man ſagt), welchen er abtragen und aus den daraus gewonnenen behauenen Kalkſteinen ein Gemeindehaus bauen laſſen will. Sie beſitzen die dortige Mühle und treiben Handwerke und Landwirthſchaft. In St. Louis haben ſie einen großen boots- and schoes-store etablirt, der vortreffliche Fußbekleidungen liefert. So viel iſt gewiß, daß die Geſellſchaft wenig ältere Mitglieder mehr zählt, welche bisweilen zu zehn und zwanzig Familien ausgetreten ſind; doch fehlt es nicht an neuen Ankömmlingen, beſonders aus Frankreich, welche wieder eintreten — „Grüne", wie der Amerikaner ſagt, die erſt durch eigene Erfahrung belehrt ſein wollen, wie es nun einmal bei den meiſten Menſchen nicht anders iſt.

Herr Weitling, der bekannte deutſche Schneidergeſelle, macht mehr Geſchäfte auf eigene Hand. Er giebt in Newyork die „Republik der Arbeiter" heraus, in welcher er ſeine, nicht Volks- ſondern Handarbeiter- (denn ein anderes Volk ſtatuirt er nicht) beglückenden ſocialen und communiſtiſchen Ideen zum Beſten giebt. Seine neueſte derartige Erfindung iſt ſeine „Tauſchbank". Darnach ſollen alle Mitglieder ſeiner „Arbeiter-Republik" ihre Producte in die Bank liefern und nur wiederum aus derſelben (die auch Bankzettel ausgeben ſoll) ihre Bedürfniſſe befriedigen. Mitunter macht

Herr Weitling auch Industrie-Reisen durch die Vereinigten Staaten, hält Reden unter seinen Getreuen — auch wohl Geldsammlungen, natürlich für den communen Zweck, und sammelt Stoff für sein Zeitblatt. Wer übrigens das Reisegeld für ihn bezahlt, da er doch ohne Vermögen und auch kein „Handarbeiter" mehr ist, haben wir nicht in Erfahrung bringen können.

Die wirklichen Communisten, welche auf jungfräulichem Boden von Grund auf einen communistischen Staat — doch halt! von einem „Staate" wollen sie ja Nichts wissen — welche also eine communistische Gesellschaft gründen wollten, sind nach dem Westen gegangen und haben hier ländliche Gemeinden (zu einer Stadt haben sie es nirgends gebracht) gebildet — Eintagsfliegen, die selbigen Abends wieder verschwanden. Nur eine derselben hat sich mehrere Jahre gehalten — wir werden sehen, aus welchen besonderen Gründen. Sie hat sich auch gewissermaßen als etwas Vorzugsweises oder Ausschließliches „Community" selbst getauft.

Es war im Jahre 1846, daß in einem Cantone der Schweiz eine Anzahl von mit communistischer Milch dort gesäugter Handwerksgesellen zu einer Gesellschaft zusammentrat, mit dem Zwecke, in dem „freien Amerika" ihre communistischen Phantasieen zu verwirklichen. Es wurden Statuten gemacht, ein provisorischer „Präsident" gewählt, Mitglieder, die eine

gewiſſe Summe einſchießen mußten, aufgenommen, Lebensmittel und Inſtrumente aller Art gekauft, Vehikel nach Havre gemiethet und hier endlich ein Segelſchiff, mit dem die Geſellſchaft dem unbekannten Lande und ihren nebelhaften Idealen entgegenſchiffte. Doch ſchon unterwegs zeigte es ſich, wie wenig ihre Körper, wie wenig dieſe ſinnlichen Menſchen im Stande waren, dem „ikariſchen" Fluge ihrer Ideen zu folgen. Die Seekrankheit, die nicht communiſtiſch iſt, fiel über Einzelne auf die furchtbarſte Weiſe her, während ſie Andere völlig verſchonte, was ſchon von Anfang an der communiſtiſchen Univerſal-Gleichheit einen argen Stoß verſetzte. Während ſie wochenlang auf einem ſo engen Raume beſchränkt waren, kam es zu bedeutenden Reibungen, denen ihr charakterfeſter Präſident nur mit aller Mühe ſo weit ſteuern konnte, daß ſie nicht ſchon auf dem Schiffe in die hellen Flammen des Kampfes und der Anarchie ausbrachen. So kam es denn, daß, als ſie über New-Orleans in St. Louis anlangten, ſchon Mehrere ſich völlig überzeugt hatten, wie ſo wenig ſie ſelbſt, als die Uebrigen das hohe Maaß von Verträglichkeit beſäßen, welches in einer communiſtiſchen Gemeinde unumgänglich nothwendig iſt, und aus dieſem Grunde, und weil die Selbſtſucht in den Kämpfen des praktiſchen Lebens wieder ihre natürliche Macht bei ihnen einnahm, in St. Louis zurückblieben. Der kleine Reſt zog endlich nach dem angekauften Lande in

Miſſouri, und was ſich hier nicht auch noch aus jenen beiden Gründen auflöſte, das löſte bald völlig das Fieber und der Tod auf. Die kaum entſtandene Colonie „Neu-Helvetia“ war nicht mehr, ihre Geſchichte aber iſt die faſt aller anderen communiſtiſchen Colonien. Es iſt wahrhaft rührend, die in einfach kunſtloſer Weiſe und anſpruchsloſer Aufrichtigkeit von ihrem Führer in einer kleinen Broſchüre erzählte tragiſche Geſchichte dieſer unglücklichen communiſtiſchen Colonie zu leſen. Auch ihn tröſtete bald der Tod in ſeinen Schmerzen über den Untergang ſeiner Colonie und ſeiner Ideale. Drei oder vier der übrig gebliebenen Männer, welche das wüthende Klimafieber noch verſchont hatte, machten ſich nun von dieſem tödtlichen Orte fort, gaben aber, justi ac tenaces, keineswegs ihren früheren Plan auf. Sie gingen zunächſt nach St. Louis zurück, um hier Geld zu verdienen, zogen neue Handwerksgeſellen an ſich und ſandten einen Gewählten, den deutſchen Uhrmachergeſellen Koch, den Miſſiſſippi hinauf, um einen günſtigeren Boden für ſie zu acquiriren. Auf deſſen Botſchaft gingen ſie, etwa acht Mann ſtark, den Fluß hinauf, oben über Still-Water hinaus, erkannten aber hier ſofort die ausgeſuchte Stelle als völlig unpaſſend und kehrten faſt entblößt nach Du Buque zurück. Sie zogen nun in den Clayton county des Staates Jowa, wo ſie unter den größten Entbehrungen und anſtrengendſten Arbeiten im Herbſte 1848 ihr Blockhaus

aufſchlugen. Hier gründeten ſie unter dem Namen „Community“ eine neue Gemeinde und ließen ſich für dieſelbe von Waſhington eine incorporation kommen.

Wenn man von St. Louis ab den Miſſiſſippi fünfhundert und dreißig Meilen in ſeiner nordweſtlichen Richtung aufwärts verfolgt, ſieht man links auf der Seite von Jowa einen großen Bottom, auf welchem einige dreißig Häuſer, größtentheils von Fram, ſtehen. Dieſer Ort, auf dem vor wenig Jahren noch nichts als ein einſames, zwiſchen Buſchwerk und Geſtrüpp verſtecktes Blockhaus zu ſehen war, hatte dermalen nur den einen Namen: „Prairie la porte“. Seitdem aber in neueſter Zeit eine Geſellſchaft deutſch-amerikaniſcher Stockjobber in Cincinnati jenen ungeſunden Ort angekauft und zu einer Stadt „ausgelegt“ hat, hat dieſe das ſeltſame Schickſal, bald Prairie la porte zu heißen, bald aber den Namen Gutenberg, welchen ihr ſchon als Embryo jene Geſellſchaft zu Ehren unſeres bekannten Landsmannes gegeben hat, zu führen, je nachdem nämlich in dem Orte die Prairie la porte- oder die Gutenberg-Partei die Majorität beſitzt und dieſelbe benutzt, um ſich von Waſhington aus umtaufen zu laſſen. Der Turky river, ein ziemlich breiter aber flacher Fluß, ergießt ſich hier in den ſchlammigen, ſchmutzigen Miſſiſſippi. Wenn man erſteren einige zwanzig Meilen aufwärts in ſeiner weſtlichen Richtung verfolgt, kommt man zu der Stadt Elcader, die aus kaum

zwanzig schlecht gebauten Häusern besteht. Dies ist hier der letzte westliche Ort. Obgleich in der Bildung der Ufer des Turky eine große Regelmäßigkeit besteht, nämlich bald auf beiden Seiten Felsen, gewöhnlich aber auf der einen mehr oder weniger steiler, bald nackter, bald bedeckter Felsen und auf der entgegengesetzten Seite Bottom, so sieht man doch innerhalb dieser Regelmäßigkeit auch wiederum die größte Mannigfaltigkeit der Bottoms, der Felsbildungen und der sie bedeckenden Vegetation. In den Bottoms sieht man häufig ganze große Gärten von wilden Obstbäumen und Obststräuchern. Die Höhen sind beinahe in ganz Jowa mit Erdbeeren bedeckt. Drei Meilen etwa von dem Orte Elcader sieht man auf der linken Uferseite einen verfallenen Kalkofen am Ende eines Bottoms und zugleich eine von demselben den letzteren hinaufgehende einfache Wagenspur. Wenn man dieselbe bis auf die Höhe der Berge, etwa eine halbe Meile weit in ihren mehrfachen Windungen verfolgt, trifft man, eben aus dem Walde heraustretend, auf eine sich rechts und links weithin erstreckende Fenz, welche einige Hundert Acre einschließt. Das Auge sieht hier ein wellenförmiges, überall von tiefen Einschnitten zerrissenes, wildes Hochland, hie und da mit Wald bedeckt, dessen nicht ferner Horizont von größtentheils bewaldeten Bergen überall begrenzt wird. Geradeaus in westlicher Richtung fließt etwa vier Meilen vom Turky der Wolga creek,

fast ebenso groß wie jener, in den er sich auch einige Meilen weiter östlich ergießt. Steigen wir über die erwähnte Fenz und folgen der alten Wagenspur den sich hier allmählig senkenden Berg noch ein Hundert Schritte hinab, so erblicken wir drei niedrige, hölzerne und mit Schindeln gedeckte Gebäude, links davon eben so viele Heuhaufen, Alles umgeben von einer engeren Fenz. Dicht an der letzteren, am Fuße des Abhanges, schlängelt sich eine branch (kleiner Bach), während jenseits derselben bewaldete Berge ziemlich steil emporsteigen. Hier hauset, fern von der übrigen Welt, die Communisten-Colonie Community. Das Hauptgebäude besteht aus zwei, durch eine Hausflur von Fram verbundenen Blockhäusern, die westlich auf jeder Seite einen Bretter-Anbau haben, von denen der eine zur Küche, der andere zum Holzschlage- und Waschplatz benutzt wird. Es enthält auf der einen Seite den langen „Speise-Saal", der zugleich das allgemeine Wohnzimmer ist, auf der anderen das weniger große Frauen-Zimmer. Rechts davon liegt nördlich, etwas mehr nach vorne hin, ein geräumiges Fram-Haus mit Tischlerwerkstatt, während mehr nach hinten zu ein anderes großes Wohngebäude noch im Bau begriffen ist. Links von dem Hauptgebäude liegen in derselben Richtung mit demselben noch zwei kleinere Blockhütten, von denen die eine zur Schmiede, die andere zum Rauchhause benutzt wird. Ganz vorne, linker Hand, liegt der Viehhof mit ein Paar

niedrigen, schlechten Ställen. Die Colonie besteht aus dreizehn männlichen Mitgliedern, Schweizern, Franzosen, Ungarn und Deutschen, lauter Handwerksgesellen, als Schneider, Tischler, Schmiede, Sattler, Klempner, zwei verheiratheten Frauen und einer Wittwe mit drei Kindern. Während der Amerikaner zu seinen Mahlzeiten mit einer Glocke geschellt wird, werden die Communisten dazu mittelst eines großen blechernen Hornes geblasen. Der Schlafplatz für die eilf unverheiratheten Männer ist der, über die ganze Länge des Hauptgebäudes, unmittelbar unter dem Dache sich hinziehende Hausboden. Im Sommer glüht die Sonne furchtbar auf den Schindeln, welche nahe dem Haupte des Schläfers liegen, und theilweise so stark auseinandergebogen sind, daß sie weder Regen noch Schnee den Eingang wehren. Morgens erheben sich auf das gewöhnlich drei Male erfolgende Signal mit dem beschriebenen Horne die Communisten, einer nach dem andern — cessantes, zum Zeichen persönlicher Freiheit. Uns fielen dabei die alten Deutschen ein, welche, wie uns Tacitus erzählt, ebenso und aus demselben Grunde zum Ding erschienen. Schweigsam und ernst gehen sie die steile, zur Hausflur führende Treppe hinunter, Jeder holt sich vom nahen Brunnen in einem blechernen Becken sein Waschwasser, trocknet an einem von zweien, zum gemeinsamen Gebrauche im „Speisesaal“ hängenden Handtüchern sein Angesicht und schlendert umher, bis

der Ruf des Kochs zum Essen ertönt. Kaffee, Schweinefleisch (wenn ein Ochse geschlachtet ist auch Ochsenfleisch) Kartoffeln, Rüben, Mais- und Weizenbrod sind die gewöhnlichen Bestandtheile jeder Mahlzeit, doch giebt es Mittags, gegen die amerikanische Sitte, Suppe statt des Kaffees. Nach dem Essen, bei dem gewöhnlich sehr wenig gesprochen wird, geht Jeder an seine Arbeit, bis er zum Mittags- und dann wieder bis er zum Abendessen geblasen wird. Einer ist, gemeinschaftlich mit den Frauen, Koch, Einer hat, wenigstens im Winter, den ganzen Tag mit Holzschlagen für Küche und Oefen zu thun, ein Anderer hat als Schneider fortwährende Arbeit, ebenso der Sattler, welcher zugleich der Schuster der Gesellschaft ist, und vielfach auch der Schmidt. Diese arbeiten auch für Geld für benachbarte Farmer. Alle übrigen sind bei der Landwirthschaft beschäftigt. Nach dem Abendessen wird Unterhaltung gepflogen, die Arbeiten für Jeden, sowie sonstige Angelegenheiten der Colonie besprochen, wobei jedoch fast nie formelle Abstimmung erforderlich wird. Einige lesen, Andere spielen Schach oder treiben sonst etwas. In dieser Eintönigkeit geht der eine Tag wie der andere hin. Man nimmt an Allen ein zurückhaltendes gedrücktes Wesen wahr — natürlich. Die Grenzen ihrer Freiheit sind völlig unbestimmt, wie die ihrer Universal-Gleichheit. Jeder kann von der Majorität für immer ausgeschlossen werden und beobachtet daher

mißtrauiſch ſich ſelbſt wie die andern. Die meiſten würden, da ſie geſchickte Handwerker ſind, in den Städten Geld genug verdienen können; aber ſie quälen ſich lieber bei ihrem Phantom, von dem ſie dereinſt univerſelle Geltung und Weltbeglückung erwarten, mit den ſchwerſten, ungewohnten Arbeiten und betrügen ſich ſo ſelbſt — ohne Gemeinſchaft mit der übrigen Welt, ohne Genüſſe der Künſte und Wiſſenſchaften, die ſie verehren, ohne die Freuden der Ehe und des Familienlebens — um die ſchönſten Dinge dieſes Lebens. Die beiden verheiratheten Männer gehen in den Feierſtunden gewöhnlich zu ihren Frauen, welche auf der andern Seite der Flur ein eigenes Zimmer haben, während die Wittwe — ein wahrer Eriſapfel unter dieſen alten Junggeſellen — allein mit ihren Kindern im Nebenhauſe wohnt. Sonntags haben ſie zwar keinen Feier- aber einen Ruhetag. Durch Arbeitseinſtellung und beſſeres Eſſen feiern ſie drei Tage im Jahre: ihren Stiftungstag, den Tag der amerikaniſchen Unabhängigkeits-Erklärung (den 4. Juli, welcher in der ganzen Union mit oft höchſt lächerlichen Aufzügen, Schießen, Reden und Trinken gefeiert wird) und den Neujahrstag. An letzterem Tage wählen ſie auch auf ein Jahr ihre Beamten, nämlich einen Präſidenten, einen Secretair und einen Schatzmeiſter. Das Princip, welches Alles beherrſcht und durchdringt, iſt das der Gleichheit. Gleiches Stimmrecht, gleiche Arbeit,

gleicher Genuß, gleiche Wohnung, ja, wo möglich, gleiche Kleidung. Keiner darf eigenes Vermögen beſitzen, Alles gehört der „Geſellſchaft" und nur über Kleider und andere unbedeutende, höchſt perſönliche Dinge hat der Beſitzer freies Dispoſitionsrecht. Jeder kann nur für die Geſellſchaft erwerben und nur von ihr beerbt werden. Der Majorität iſt Alles unterworfen, nur nicht der Beſchluß über reelle Theilung des Geſellſchafts-Vermögens, indem dieſes ſelbſt dem Einen Uebrigbleibenden, der dann noch allein die Geſellſchaft repräſentiren ſoll, verbleibt. Die Gründe eines längeren Beſtandes dieſer Colonie liegen in dem Folgenden. Sie ſind nur in ſehr geringer Zahl beiſammen. Alle ſind ungefähr unter denſelben Verhältniſſen geboren, haben ungefähr dieſelbe Erziehung, dieſelbe Lebensweiſe, dieſelben Erfahrungen gehabt und ſtehen auf derſelben Stufe der Bildung. Sie haben unter ſich weder Geiſtliche, noch Juriſten, noch Aerzte noch ſonſtige Gelehrte, nicht einmal einen Schullehrer. Da ſie die nachtheiligen Einwirkungen elterlicher Erziehung vielfach erfahren haben, ſo haben ſie in ihrem Syſteme beſtimmt, daß die Kinder ſchon in frühſter Jugend den Eltern weggenommen und in einer gemeinſamen Schulanſtalt, durchweg gleich, erzogen werden ſollen. Den Mangel eines Arztes decken ſie durch die bekannte Leroiſche Mixtur. Dieſe iſt ihre Univerſalmedizin, und ſie halten an dem Satze: alle

Krankheiten haben ihren Grund in der Schlechtigkeit der Säfte, und dieſe wird nur durch jene abführende Mixtur gehoben — ebenſo feſt, als an ihrer communiſtiſchen Radical-Gleichheit. Sie ſind — und das iſt ein Hauptgrund — mit Ausnahme von zweien unverheirathet; Alle ſind von denſelben communiſtiſchen Ideen beherrſcht, die ſich faſt zum Fanatismus bei ihnen geſteigert haben. Ihr Vermögen gewährt ihnen gerade ihr mäßiges Auskommen, ohne ihnen irgend Luxus zu geſtatten, ohne Majoritätsbeſchlüſſe über baare Ueberſchüſſe erforderlich zu machen. Alle beſitzen eine außergewöhnliche Verträglichkeit und Reſignation. Nur wo ihr communiſtiſches Princip — ihr noli me tangere in Frage geſtellt wird, gerathen ſie in Feuer. Es ſind, obgleich die radikalſten Communiſten, doch keine „wilde, blutgierige Geſellen", keine „Diebe und Räuber" ſondern vielbeleſene und vielerfahrene Männer, treu und redlich, gaſtfrei — kurz die vortrefflichſten Menſchen, die man ſich nur denken mag. Wenn aber ſelbſt bei *dieſen* Leuten, unter ſolchen, für ihr Syſtem ſo überaus günſtigen Verhältniſſen und bei ſo geringer Anzahl mehr als ein Mal ihr Beſtand in Frage geſtellt ward, dann darf wohl kein Vernünftiger mehr die *Möglichkeit* des Communismus unter den Menſchen im Ganzen ſtatuiren. Schon ſind zu verſchiedenen Malen ernſte Streitigkeiten vorgekommen. Gleich anfangs hatte ſie ihr eigener Präſident Koch

betrogen. Als derselbe nämlich gegen seine dictatorische Gewalt, die er sich anmaßen wollte, Widerstand erfuhr, trat er aus und ließ sich von ihnen für das beste und bereits bebaute Stück Land, welches er auf seinen eigenen Namen hatte schreiben lassen, mehrere hundert Dollar bezahlen. Er ging mit denselben wieder als Uhrmacher nach Du Buque zurück, und gab hier zugleich den „Antipfaff" heraus, ein Blatt, dessen Tendenz schon durch den Titel bezeichnet ist, dessen Schreibweise aber unter aller Kritik war, und das auch nur kurzen Bestand hatte. Dafür ist er jetzt auch mit der erwähnten Leroischen Universalmedicin Arzt hier geworden. Die drei Frauen der Colonie sind verschiedene Male in Hader gerathen, wobei die Männer natürlich Parthei nahmen, was aber namentlich gegen den Präsidenten Venus, dessen Frau ihre Eitelkeit nicht abgelegt hatte, viel böses Blut machte. Einmal waren selbst ein paar von den Frauen für sich genommene Hühnereier beinahe die Ursache einer völligen Auflösung geworden. Aber neben ihrem Fanatismus und ihrer Hartnäckigkeit, die allen Erfahrungen Trotz bieten, mag auch der Umstand manchen festhalten und zur Resignation bewegen, daß die Colonie schon jetzt einige tausend Dollar Werth hat. Partheiungen entstehen auch wohl bei der Frage über Aufnahme neuer Mitglieder; sie sind aber natürlich in einer solchen Gesellschaft, wo weder eine höchste Gewalt besteht, noch eine Autorität

anerkannt wird, wo Jeder viel zu rechthaberisch ist, um den ihm von der Majorität auferlegten Zwang zu verwinden, äußerst gefährlich und enthalten den Keim der vollständigen Auflösung in sich. Viel Störung machte der ehemalige Pfarrer Fengler aus Schlesien, der sich mit seiner zahlreichen Familie ein Vierteljahr bei ihnen auf Probe aufhielt. Diese Probe fiel aber gänzlich gegen ihn aus. Interessant war ihre Sitzung, zu der sie ihn vor sich luden, ihm das Zurückhalten seines Vermögens, seine Trägheit, seine und seiner Frau Unfriedfertigkeiten, Lügen und Verleumdungen gegen sie vorhielten und ihn, nicht durch Strick oder Hickory, wie unzweifelhaft Amerikaner gethan haben würden, sondern durch Aufzählung seiner Vergehen und allgemeine Verachtung — lynchten. Dieser ehemalige Mann Gottes, jetzt der ärgste Religionsspötter, zog darauf nach Du Buque, wo er sich von Gärtnerei ernährte. Auch die Brockmann-Wullweberſche Gesellschaft aus Mecklenburg wollte sich mit ihnen vereinigen; allein sie waren klug genug, solche Bestandtheile nicht unter sich aufzunehmen. Dieselben brachten es auch nur bis zu einem sofort verunglückten Versuche einer communistischen Colonie, da Wullweber einen Beecher-Stoveſchen Sklavenhalter und Gutsbesitzer spielen wollte, Brockmann nach Verheirathung mit einer „lady“ sich um ganz andere Dinge, als seinen einst so eifrig verfochtenen Communismus kümmerte, einige grund-

schlechte Exemplare sich noch außer Wullweber darunter befanden (wie die Gebrüder Koch und Janisch aus Hagenow), den meisten übrigen aber sowohl die erforderliche Uneigennützigkeit als Verträglichkeit mangelte. Es fehlte, wie man leicht denken mag, überhaupt nicht an Leuten, die in der Colonie eine bequeme Versorgungsanstalt sahen und in der Absicht, demnächst sich den Löwenantheil, freilich nicht bei der Arbeit, sondern beim Genusse zuzueignen, zur Aufnahme meldeten und sich zu dem Zwecke als alte eingefleischte Communisten geberdeten, ohne etwas davon zu wissen, weniger noch anzuerkennen. Aber in dem ganzen Umfange der Vereinigten Staaten giebt es vielleicht keine zehn Menschen mehr, die zu jenen dreizehn Mitgliedern passen. So lange die Colonie gleichsam ein communistisches Kloster bildet, mag sie bei solchen Menschen wohl einige Zeit bestehen. Aber sie hat so natürlich keine Dauer. Wenn alle verheirathet sind und sich der natürliche Familien-Egoismus entwickelt, wenn sie Männer anderer Bildung unter sich haben, wenn der Reichthum und seine Gefahren zu ihnen kommt, wenn sie zahlreicher geworden sind, dann wird es bald mit ihrer Colonie zu Ende sein — noch bevor sie ausstirbt.

Der Communismus hindert die freie Entwickelung des Individuums, macht den Menschen zur Maschine und den Staat zu einer Arbeiter-Caserne. Er tyrannisirt die Menschen durch das Princip der

Gleichheit, welches doch, wo es über die rechtliche Gleichheit hinausgeht, den, dem Menschen von der Natur gegebenen, für ihn unabänderlichen Verhältnissen widerspricht, und unterwirft demselben alle anderen, selbst das der Gerechtigkeit und Freiheit. Er setzt, uneingedenk des alten, wahren Satzes: Communio est mater rixarum unter den Menschen eine Verträglichkeit voraus, die sie nicht besitzen, eine Entäußerung alles Egoismus, die ihrer Natur widerspricht, eine Summe von Einsicht und Tugenden endlich, die nie populär, sondern stets nur im Besitze Seltener Weniger sein wird. Er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Statt die zu große Bedeutung und Herrschaft der materiellen Werthobjecte zu verringern, will er sie selbst, wenigstens das, was ihnen allein ihren Werth giebt — die freie Disposition darüber (gleich wie ihr Tauschmittel) vernichten, statt die Unzuträglichkeiten der Ehe, die unter den jetzigen Verhältnissen leider nur noch so selten die Liebe, gewöhnlich die „Speculation" schließt, zu bessern, statt ihre gesetzlichen Wirkungen zu ändern, das meiste aber von einer allgemeinen materiellen Unabhängigkeit zu erwarten, verwirfter sie selbst; statt eine bessere Erziehung von besseren Eltern zu erwarten, statt dem Staate einen wohlthätigen Einfluß darauf zu gewähren, verwirft er, die Uebel der elterlichen Erziehung vor Augen, diese ganz und gar. Aber

Naturam expellas furca — tamen usque recurret:

In Amerika ist der Communismus praktisch widerlegt worden und seine Theorien finden dort, wo er keine Schranken hat, fast keine Anhänger mehr. Mögen seine glänzenden Trugbilder auch in Europa keinen Proletarier mehr täuschen. Es giebt wohl bessere Zustände, — aber keine vollkommenen. Inzwischen läßt sich die tiefe Weisheit des Lebens nicht aus seiner Oberfläche schöpfen, ist nicht Jedem die Einsicht in so große Fragen gegeben, und es bedarf bei vorgefaßten Meinungen, außer Besiegung der leidigen Eitelkeit, oft vielen Nachdenkens und mancher Erfahrung, um nur zur Weisheit des Zweifels zu gelangen.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Die mehrerwähnte Stadt Du Buque liegt etwa anderthalb Grade nördlicher als New-York am westlichen Ufer des Mississippi. Ihr gerade gegenüber auf dem östlichen Ufer geht die Grenze von Illinois und Wisconsin. Sie zieht sich in einer bedeutenden Ausdehnung längs des Flusses hin, von einer Abdachung der Berge allmählich bis zum Ufer hinunter. Sie zählt ungefähr 4500 Einwohner, außer Amerikanern größtentheils Irländer, Schweizer und Deutsche, insbesondere auch Mecklenburger. Während sie am südlichen Ende, wo die Dampfboote anlegen, vollständig bebaut ist, liegen in der Mitte und am nördlichen Ende, theils vereinzelt, theils in größeren

Räumen noch viele Hausplätze (lots) wild und unbebaut, wo sich denn im Sommer alles Vieh umhertreibt, da sie mit schönem Grase und, in den niedrigeren Theilen, auch mit kurzem weißen Klee bedeckt sind. Hier liegen auch Kuhhörner, abgelegte Kleidungsstücke, zerbrochene eiserne, blecherne und hölzerne Geräthe (denn der Amerikaner liebt keine Flicksachen) umher. Die Straßenkehrer sind hier und überall die lieben Schweine. So weit die Industrie hier auch sonst gestiegen ist, so wird doch dergleichen nicht von der Jugend aufgesammelt; der Art Arbeiten widerstreiten überhaupt dem republikanischen Stolze, und die Jugend arbeitet auch nicht gerne, wird auch nicht von den Eltern dazu angehalten. Man findet bei ihr nicht die harmlose, kindliche Heiterkeit wie in Europa; wild wie die Natur, üben sie sich lieber, wenn sie sich der Indolenz entreißen, in allen möglichen Rohheiten, ja bisweilen in Attaken gegen Häuser und Dampfboote. Die Schule besuchen sie, wenn es ihnen beliebt, was eben nicht oft der Fall ist, und wir haben die beiden, ziemlich verfallenen Schulhäuser eins von Prick, das andere von Fram erbauet, gewöhnlich leer gefunden. Auch würden die Schullehrer in Europa oft eher in Zuchthäusern als bei Schulen eine Anstellung finden. Es giebt hier in der Nähe auch eine „Akademie", die „Maquoketa Academy" — eine Anstalt, worin Kinder, außer Religion, Rechnen, Lesen und Schreiben etwas amerikanische Geographie

und Geschichte lernen, schlechter als die schlechteste Schule in unseren kleinen Städten. Wie die Amerikaner es lieben, kleinen Dingen große Namen zu geben, so treiben sie auch mit Zahlen vielen Humbug, und der Europäer, der dieses Wesen nicht kennt, erhält durch ihre Statistiken völlig falsche Begriffe. So hat sich noch jüngst eine anerkannte Zeitschrift, die „Grenzboten", verleiten lassen, und das amerikanische Schulwesen, welches, abgesehen von den großen Städten, unter aller Kritik ist, ungemein gelobt. — Credat Judaeus Apella! So fassen Gelehrte das lebendige Leben auf, so schreiben Leute, die nie ihre Studirstube verließen, über fremde Welttheile, so geht die Unwahrheit in die Welt hinein. Denn Alles, was jene Zeitschrift sagt, wird in unserer Zeit, auf deren Höhe sie steht, und von deren Geiste sie inspirirt ist, wie ein Evangelium geglaubt.

Verständige Leute sollten von selbst wissen, daß sich das eigentliche amerikanische Leben nicht in den großen halbeuropäischen Seestädten der Ostküste, z. B. New-York und Boston, wo der Reichthum und das Bischen Intelligenz des Landes sich concentrirt befinden, kennen lernen läßt. — Es stehet geschrieben: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen". Man findet hier aber überall, namentlich bei der, der Schule so eben entwachsenen Jugend, neben totaler Unwissenheit in jeglicher Wissenschaft, die größte

Flegelhaftigkeit, Unsittlichkeit, widerwärtige Anmaaßung und Rohheit. Wie könnten solche Früchte reifen, wenn es mit der Vortrefflichkeit des amerikanischen Schulwesens seine Richtigkeit hätte? —

Nur die main-street ist zur Hälfte gepflastert, alle übrigen gar nicht. Hier schießt denn vor dem Fußgänger nicht selten eine Schlange über den Weg, manche werden auch von Wagen übergefahren, auch kommen sie wohl in die Wohnungen hinein.

Diese Schlangen sind jedoch nicht gefährlich. Die Klapperschlange und die noch gefährlichere Kupferschlange haben sich in die westlichen Einöden zurückgezogen und man findet sie nur höchst selten in der Nähe der Stadt. In der Wildniß sind jedoch die ersteren sehr zahlreich. Die Colonisten der Community hatten mehre junge mit dem Heu eingefahren, die sie im Winter beim Futtern des Viehes erfroren fanden. Sie hatten nur eine Klapper — ein Zeichen, daß sie erst ein Jahr alt waren, da sie jedes Jahr eine neue Klapper ansetzen. Eines Morgens, gegen Mittag, sahen wir eine große Klapperschlange von ungefähr 6 Fuß Länge sich unmittelbar an einem umgefallenen Baumstamme sonnen. Der Eine jener Colonisten, welcher uns mit der Art begleitete, näherte sich ihr vorsichtig und schlug ihr damit den Kopf ab. Noch lange Zeit nachher sprang und schlängelte sich der Rumpf in convulsivischen Bewegungen, und als er dem Kopfe, aus dem uns die wuthblitzenden Augen

anſtarrten, die Art nahe hielt, biß derſelbe noch in die Art hinein, daß dieſelbe erklang und die Stellen ihrer Zähne ſpäter noch auf dem Eiſen erſichtlich waren. Sie hatte 7 Klappern. Uebrigens geht ſie keineswegs immer dem Menſchen aus dem Wege, obgleich ſie die Einſamkeit liebt und ſeine Nähe meidet. Wir waren ſelbſt einmal im Begriffe, auf eine große Klapperſchlange mit dem Fuße zu treten, welche ſich in einer Lichtung auf einer Berghöhe ſonnte, als wir noch im letzten Augenblicke ihre funkelnden, auf uns gerichteten Augen gewahrten. Einſt waren wir bei einem Farmer in der Stube, als wir durch das ängſtliche Rufen ſeiner Frau, die im nahen Maisfelde beſchäftigt war und nun dem Hauſe zueilte, aufmerkſam gemacht, hinausſprangen und nun ſahen, wie eine etwa 4 Fuß lange Klapperſchlange ſich in ihren langen Röcken feſtgebiſſen hatte und hinter ihr herſchleifte. Bald befreite ſie ein raſcher Schlag der Art von ihrer gefährlichen Schleppe. Die Frau eines gewiſſen, am Turky-river wohnenden, Meik fand eines Abends, als ſie zu Bette gehen wollte, dieſes bereits von einer großen Klapperſchlange beſetzt, die jedoch ſofort in einer der Oeffnungen des Bodens wieder verſchwand. Außer dem Federvieh tödten ſie auch bisweilen Pferde, Ochſen und Kühe. Nur die Schweine, durch deren dickes Speck ſie nicht hindurchbeißen können und welche ſie gerne freſſen, fürchten ſie. Auch andere Schlangen ſind hier in großer

Menge. Wir fanden einmal eine Waſſerſchlange im Winter, bei ſtarker Kälte, im Eiſe erfroren. Sie war etwa 3 Fuß lang und gelb und ſchwarz geſtreift. Die heiße Mittagsſonne, welche die über der reißenden Wolga liegende ſtarke Eisdecke mit Waſſer bedeckt hatte, hatte ſie aus ihrem Schlupfwinkel gelockt und hier in ihr, jetzt freilich für ſie allzu kaltes Element hinein, wo ſie denn alsbald erlahmte und, als die Sonnenſtrahlen verſchwanden, einfror. Sie kommen erſt zu Anfang des Sommers, wenn der Boden ſich wieder mit grünen Gräſern bedeckt hat, aus ihren Schlupfwinkeln, Erdhöhlen und Felsſpalten hervor, einige Stunden nach Sonnenaufgang, wohin ſie ſich bei Anfang der Dunkelheit wieder zurückziehen. Im October liegen ſie ſchon wieder in ihrem Winterſchlafe, ſo daß ſie in dieſen Gegenden nur vier Monate des Jahres auf der Oberfläche leben. Die Indianer eſſen das Fleiſch der Schlangen, namentlich der Klapperſchlangen (rattle snake), welches große Aehnlichkeit mit rohem Rindfleiſche hat, ſehr gerne. Das Fett der letzteren gilt für ein ſpecifiſches Mittel gegen den graſſirenden Rheumatismus.

Gegen die zahlloſen Wanzen giebt es kein Mittel, und ohne Musquito-Netz darf man bei der Menge dieſer, den Menſchen ebenſo ſehr durch ihr Geſumme, als durch ihre Stiche maltraitirenden Thiere, an keine nächtliche Ruhe denken, welche überdies nicht

eben selten durch Trunkenbolde, Raufereien, Schüsse u. s. w. gestört wird. Die Straßen sind, wie in allen amerikanischen Städten, schnurgerade und ziemlich breit, hie und da mit Akazien besetzt, die Trottoirs gewöhnlich von Prick-Steinen (in Chikago sind sie von Brettern und Bohlen und ebenso ist dort das Straßen-Pflaster). Die ungepflasterten sind, wie die Wege außerhalb, namentlich im Sommer, voll des tiefsten Schlammes und bisweilen völlig unfahrbar. Die Häuser sind zum Theil recht geschmackvoll, aber nach amerikanischer Sitte sehr leicht gebaut, gewöhnlich von Fram oder Prick. Nur das Gefängniß (yail), welches nahe beim Court-house, seitwärts von einem großen indianischen Grabhügel, auf einer von den ersten Anhöhen des Ufers steht, ist noch ein altes, hohes Blockhaus. Manche in den Nebenstraßen haben Gärten, die jedoch nur Gemüse tragen und nur einige niedrige Bäume, besonders Akazien, enthalten. Denn Obstbäume sind hier erst seit Kurzem gepflanzt und gedeihen auch nicht besonders, namentlich nicht Birnbäume. Es wird viel Obst aus Missouri eingeführt, denn so wortkarg der Amerikaner auch ist, so ist doch sein Mund fast immer in Bewegung, und wenn er nicht Taback kauet, nascht er Obst oder Zuckerstangen. Es ist hier eine Bank, eine Land-Office, eine Schul-Superintendantur, eine Supreme-Court und der Sitz des katholischen Bischofs für den Nordwesten. Sie enthält fünfzehn Kirchen. Außer dem Handel, nament-

lich mit Holz, treibt sie Bergbau. Es liegt das Blei in unmittelbarer Nähe der Stadt auf den Höhen, theils nahe an der Oberfläche, theils aber, und zwar alle eigentlichen Adern (lead's), 20—50 Fuß tief und noch tiefer. Diese nackten Höhen sind durch das Bleisuchen mit einer zahllosen Menge ausgeworfener Erdhügel von röthlicher Erde bedeckt, die gleich großen Maulwurfshaufen erscheinen und einen traurigen, unangenehmen Anblick gewähren. Der Bergbau ist so einfach als möglich. Es wird erst ein Loch perpendiculair gegraben und darüber eine Winde gestellt, womit Erde und Metall in die Höhe gewunden wird. Nur bei eigentlichen Adern, welche von Westen nach Osten gehen und durch kleine, von Norden nach Süden gehende Queradern häufig verbunden sind, legen sie auch horizontale Stollen an. Das Eigenthum des Bodens in dieser Nähe der Stadt, wo sich das Mineral findet, ist in Privateigenthum übergegangen, aber Jeder, der das Hazardspiel des Diggens treiben will, kann den Boden zu seinen Minen vom Eigner, gewöhnlich für den fünften Theil des Ertrages, „renten", so daß Letzterer Nichts dafür erhält, wenn kein Blei gefunden wird. Die hier befindlichen fünf oder sieben Schmelzöfen bezahlen das Pfund rohen Metalls mit drei bis vier Cent baar (cash). Die Bleiadern gehen auch auf die andere Seite des Mississippi nach Nord-Illinois und Wisconsin über, wo die vier Meilen von hier am Fever-

river gelegene Stadt Galena der Hauptstapel- und Handelsplatz dafür ist. Höher hinauf in Minnesota sind in neuerer Zeit ziemlich ergiebige Kupfer-Minen angelegt. Das Arbeiten in den Minen ist äußerst ungesund und während des Sommers, wegen der in denselben befindlichen giftgeschwängerten Luft, selbst völlig unmöglich.

Wer mit einigen Tausend Dollars hierher kommt und, nachdem er Sprache und Verhältnisse kennen gelernt hat, eine Whiskybrennerei, eine Bierbrauerei, eine Dampf-Mühle u. dgl. anlegt, oder sein Geld zu 30 pCt. und mehr sicher ausleihet, oder Holz- und anderen Handel richtig treibt, der kann hier Geld machen. Auch kann er Bleisucher (digger) halten und, wenn er das Glück hat, ein lead zu finden, wohl 10 bis 50,000 Dollar dadurch gewinnen. Doch hängt dies ganz und gar von glücklichem Zufalle ab, und schon Manche haben sich nach mehren Jahren arm gediggt. Wenn nun Einer unter Tausenden von Europäern einmal ein solches Glück (oder ein anderes, z. B. durch Diebstahl, Raub oder Handel) hatte, so schallt das alsbald über den Ocean hinüber und bethört die Menschen, während man die Tausende, welche dagegen im Elende verkommen, vergißt. Wer kein Vermögen hat, muß ein elendes Tagelöhner-Leben führen, muß oft ohne Arbeit liegen, deren Preis ohnehin die Masse und Concurrenz der Eingewanderten bereits sehr heruntergedrückt hat, und

ist jetzt nur noch durch ein seltenes Glück im Stande, Vermögen zu erwerben. Auch der Handwerker kann hier nichts mehr machen, da alle Handwerke schon reichlich besetzt sind, und da ihre Arbeiten, weil sie (wo irgend möglich) mit Maschinen und fabrikmäßig von reichen Industrieunternehmern betrieben werden, anderswo billiger, wenn auch schlechter, hergestellt und hieher gebracht werden. Im Sommer, besonders zur Erndtezeit, würde der Landarbeiter gut „ausmachen"; aber das Klima ist hinderlich und es wird noch mehr Arbeit von ihm verlangt, als in Deutschland. Auch weigert ihm nicht selten der Landbesitzer (was übrigens von Städtern noch viel öfterer geschieht, wenn er sich nicht durch einen deed gesichert hat) den wohlverdienten Lohn, so daß er, will er nicht umsonst gearbeitet haben, sich den Gefahren eines amerikanischen Prozesses überlassen muß. Dieser hat nun zwar den Vorzug, daß er nicht so sehr in die Länge geht, als in Deutschland, aber dagegen die größeren Nachtheile, daß die gewählten und absetzbaren Richter weder die erforderlichen Kenntnisse noch auch den guten Willen haben, der Gerechtigkeit ihr eigenes Interesse, das hier allemal mit im Spiele ist, zu opfern. Daß es mit den Herren Advocaten oder lawyers, attorneys and counsellors at law, auch sollicitors in chancery, wie sie sich nennen, eben nicht besser bestellt ist, mag man sich denken. Wir kannten einen deutschen Schulmeister, der in Gutenberg wohnte

und in einem einzigen Jahre die ganze amerikanische Rechtswissenschaft nebst dem Examen absolvirt hatte und mit allen jenen Titeln geziert war. Von dem jure naturali et gentium ist keine Rede, so wenig wie von irgend einer Wissenschaftlichkeit, von Geschichte oder Philosophie — es ist eben nichts weiter als angelernte geschäftliche Mechanik. Die gesetzgebende Versammlung des Staates Jowa ließ 1851 ein von ihr neu redigirtes Gesetzbuch herausgeben. Neben diesen Gesetzbüchern der einzelnen Staaten gilt in subsidium das common-law und behaupten die Rechtsbücher englischer Juristen, insbesondere Blackstone's Commentar legis vicem. Aber gründliches Quellenstudium ist nicht für amerikanische Juristen und so begnügt man sich mit dürren, oft sehr oberflächlichen Compendien. Die Gesetze sind größtentheils sehr gut, aber die Rechtspflege ist durchweg schlecht, wie der Geist des Volkes. Die lebendige Sitte und der ungebundene Wille ist stärker, als der todte, machtlose Buchstabe. Daneben möchte man wohl selten Einen finden, der nicht der Bestechung zugänglich wäre. Es soll hier allerdings eine solche Curiosität kurze Zeit existirt haben, aber auch bald gezwungen sein, sich nach anderen Erwerbsquellen umzusehen. Zur Zeit unserer Anwesenheit in Du Buque suchte er in den Goldminen Californiens seinen Lebensunterhalt.

Der traurige Zustand des amerikanischen Medizinalwesens ist um so trauriger, als insbesondere die

Eingewanderten zahlreichen Krankheiten unterworfen sind, nicht nur wegen des ungewohnten Klimas, sondern auch wegen der ungewohnten Nahrung. Auch die Amerikaner sind größtentheils ungesund, von blaßgelber Farbe, woran außer dem Klima besonders ihr unmäßiges Tabackkauen und Spucken, ihr vieles Naschen und ihr vieles Pillen-Schlucken die Schuld tragen. Sie füllen sich von Jugend auf den Magen mit Medizin, und Schwindler, die nicht das Mindeste von Medizin verstehen, gar kein Gewissen und etwas Glück haben, machen hier gute Geschäfte. Ueberhaupt würde man seltsame Dinge zu hören bekommen, wenn man die Art und Weise erführe, wie manche Leute in Amerika zu Gelde kommen. „Dr." Leidy mit seinen Universal-„Sarsaparilla blood pills" und „Dr." Christie mit seinen „galvanic belt and magnetic fluid" für alle Nervenkrankheiten, die sie mit allem amerikanischen Humbug in Zeitungen, Büchern und Anschlägen ausposaunten (so behauptet Mr. Christie in drei Jahren 75,000 Personen geheilt zu haben) haben viele Andere krank, sich selbst aber reich gemacht. Außer dem genannten Excommunisten Uhr-Koch mit seiner Leroischen Universal-Mixtur prakticirt hier noch ein „Doctor" Bengel. Derselbe war angeblich ein halbes Jahr auf der Universität gewesen, hatte sich darauf ein Jahr in Cincinnati in einem drug-store aufgehalten und etablirte sich darauf hier als vollendeter praktischer Arzt und „Doctor", als

welcher er denn auch, da er hier außer Jenem der einzige deutsche „Dr.“ ist, ziemlich gute Geschäfte zu machen scheint. — Bei aller Unwissenheit sind hier Arzt und Apotheker entsetzlich theuer. Wenn ein amerikanischer Arzt sich überall die Mühe nimmt, auf ihren mehr als mittelmäßigen „Akademien“ Medizin zu studiren, so absolvirt er nicht selten in einem einzigen Jahre die ganze weite und schwierige Wissenschaft. Wer der Unwissenheit des Arztes entgeht, wird doch noch oft ein Opfer der Unwissenheit des Apothekers; denn Jeder kann dies Geschäft treiben, und wer sonst Nichts anzufangen weiß, stellt ein Paar gemalte Glasflaschen vor's Fenster, läßt sich ein großes Schild mit den Worten „Drug-Store“ über die Thüre hängen — und der Apotheker ist „gefixt“. Wehe dem, der ihre und ärztliche Hülfe beanspruchen muß!

Wenn ein Auswanderer-Schiff mit seinen, durch lange, stürmische Seereise ermüdeten Passagieren in einer der atlantischen Seestädte anlangt, namentlich in New-York und New-Orleans, und der Auswanderer das langersehnte Land, den „freien Boden“ der „großen Republik“ noch hoffnungsvoll zu betreten im Begriffe steht, sieht er eine große Anzahl Menschen das Schiff mit dem regsten Interesse betrachten und, sobald es angelegt hat, mit großer Hast dasselbe von allen Seiten besteigen, trotz allen Abwehrens von Seiten des Schiffs-Capitains und seiner Leute.

Was führt dieſe Menſchen alle hieher? Iſt es ein Freund, der einen Freund, ein Bruder, der einen Bruder, ein Landsmann, der einen Landsmann zu begrüßen kommt? Iſt es ein Politiker, der neue Nachrichten von Europa erwartet, oder ſind es ehrliche Geſchäftsmänner? Nichts von alle dem. Es ſind Loafer, Rowdie's oder ſhort Boy's. Wie die Geyer den verendenden Hirſch, ſo umſchwärmen ſie den Auswanderer, jeden Augenblick bereit, auf ihre Beute loszufahren. Ihr Geſchäft beſteht in Diebſtahl und Raub auf alle mögliche Arten. Sie beuten den Auswanderer nicht aus, wie der „ehrliche" Handelsmann, Wucherer und Induſtrieunternehmer unter dem Schilde eines ehrlichen durch Sitte geheiligten, durch Geſetz geſchützten Geſchäfts — nein, das iſt ihnen zu weitläufig, ſie gehen directer auf ihr Ziel los. Ihre übrige Zeit theilen ſie zwiſchen Gewaltthätigkeiten, Liederlichkeiten und Nichtsthun. Du findeſt nicht an ihnen die Gemüthlichkeit des Berliner und Wiener Bummlers, nicht die Manierlichkeit und Jovialität des Pariſer Flaneurs, nicht das Poetiſche des Italieniſchen Lazaroni — keinen Zug von Edelmuth, Geiſt oder Humor, nein, Du findeſt nichts an ihnen, als die nackte Gemeinheit, als die entfeſſelte Beſtialität. Sie verfolgen den Auswanderer vom Schiffe in das boarding-house, deren Wirthe gewöhnlich ihre Verbündeten ſind. Kommt er hier noch mit ſeinen Sachen fort, ſo ver-

folgen sie ihn auf Dampfschiffe und Eisenbahnen, deren Beamte nicht selten ebenfalls zu ihrer nobeln Zunft gehören, selbst hunderte von Meilen weit westlich, bis er sich eines schönen Morgens entweder alles oder doch des werthvollsten Theiles seines Eigenthums beraubt sieht. So erging es auch einem Mecklenburger, Namens König, unserem treuen Begleiter, als wir mit ihm auf dem Dampfbote „Hindoo“ von St. Louis bis Keokuk den Mississippi hinauffuhren und der jetzt längst, wie manch' anderer Bekannte dem Klima erlegen, in Davenport, an den unwirthlichen Ufern des großen Flusses seine Täuschungen verträumt. Zu ihren Zwecken bedienen sich Manche auch falscher Fahrbillets, falschen Geldes, falscher Landwarrants, falscher Kaufbriefe u. s. w. Die Mehrzahl treibt ihr Geschäft in den großen Städten, aber man findet sie auch in den kleinen westlichen Ortschaften. Hier treiben sie besonders das, zwar einträgliche aber auch sehr gefährliche Geschäft des Pferdestehlens, da die westlichen Farmer einen ergriffenen Pferdedieb gewöhnlich selbst lynchen, ein Verfahren, was bei der Gefährlichkeit dieser Diebe und dem eigenthümlichen Zustande der amerikanischen Rechtspflege ihnen nicht sehr zu verargen ist. In New-York übersteigt ihre Zahl 30,000 und es existirt hier weder eine Militair- (das Militair der Vereinigten Staaten, circa 10,000 Mann, ist in den westlichen Forts vertheilt) noch eine irgend